

B Portraits der ViertelgestalterInnen

1. Einleitung

In dem folgenden Hauptteil dieser Studie werden acht Menschen in ihrer biographischen Entwicklung und ihrem Wirken als ViertelgestalterInnen dargestellt. Wie im einleitenden Teil beschrieben, haben wir diese Menschen über eine Reihe von ExpertInneninterviews in den Stadtvierteln und teilnehmende Beobachtungen aufgespürt. Dabei ging es uns entsprechend der Minimaldefinition um Menschen, die sich in ihren Vierteln stark zivilgesellschaftlich engagieren, von den anderen BewohnerInnen des Viertels als Teil des Viertels angesehen werden und die schließlich selbst dort wohnen. Gefunden haben wir solche Menschen in allen drei von uns in den Blick genommenen Vierteln.

Bei der Auswahl der Fälle haben wir versucht, eine möglichst breite Streuung in der sozialstrukturellen Herkunft zu erreichen. So untersuchten wir auch Fälle, die klassischerweise vom Bildungsgrad und/oder der Erwerbskarriere (eher) der Mittelschicht zugerechnet werden müssen, die aber aus verschiedenen Gründen dennoch in diesen Vierteln leben. Ein Beispiel hierfür ist das Ehepaar Schmidt, das im sogenannten „Speckgürtel“ am Rand eines „Problemviertels“ lebt, in dem sich ausschließlich Einfamilienhäuser befinden. Frau Dannicke wiederum lebte schon zu einer Zeit im Stadtviertel, als es noch als modernes und zukunftsweisendes Viertel und noch nicht als „Problemviertel“ galt. Gleichzeitig weist unsere Auswahl aber auch Fälle auf, wie man sie eher in den „Problemvierteln“ erwarten würde. Herr Petersen etwa hat große Teile seines Lebens als Wohnungsloser verbracht, bevor er in seinem Viertel eine neue Heimat gefunden hat. Mit Frau Kruse, Frau Busse und Frau Massoud sind auch Menschen mit unterschiedlichsten Migrationserfahrungen Teil unserer Untersuchungsgruppe.

Einige sozialstrukturelle Merkmale sind aber auch auffällig abwesend in unserem Sample. Zunächst fehlen die männlichen Migranten. Dass wir hier niemanden von ihnen porträtieren, liegt nicht daran, dass sie nicht als Viertelgestalter auftreten würden. Es lässt sich zwar konstatieren, dass wir mit unseren Zugängen zum Viertel weitaus seltener auf männliche Migranten aufmerksam geworden sind, was unter anderem an der Tatsache liegt, dass viele der sozialen Institutionen im Viertel ebenfalls Probleme haben, diese Gruppe anzusprechen und einzubinden. Dennoch wurden uns einige Fälle von besonders engagierten männlichen Migranten von den ExpertInnen beschrieben. Es war uns jedoch nicht möglich, eine dieser Personen für ein Interview zu gewinnen.

Jugendliche ViertelgestalterInnen sind uns während der Recherchen in den Stadtteilen nicht begegnet. Die sehr hohen Ansprüche an die Engagementstruktur der Personen, die wir gestellt haben, um sie als ViertelgestalterInnen zu klassifizieren, dürften insgesamt schwerlich von Jugendlichen zu erfüllen sein. Eine weitere Lücke sind Personen, die Vollzeit erwerbstätig sind. Auf diesen Punkt werden wir im Fazit ausführlicher eingehen. Diese Lücke ist sicher kein Zufall, da das Engagement und ein Beruf zeitlich schwer zu vereinen sind, als Beleg für die völlige Abwesenheit solcher Figuren sollte sie aber nicht gelesen werden.

Wir haben uns bei den nun folgenden Portraits der Viertelgestalter für eine einheitliche Struktur entschieden. Diese konsequent durchzuhalten, war aber angesichts der unterschiedlichen Fälle, die wir betrachten, nicht immer möglich. Jedes Porträt beginnt mit einer kurzen Darstellung des Engagements. Anhand dieser knappen Übersicht wird deutlich, warum es sich bei dieser Person um einE ViertelgestalterIn handelt. Gleichzeitig wird offengelegt, wie wir auf diese Person aufmerksam geworden sind. Es folgt eine kurze Biographie der Person, die neben den gängigen Grundinformationen alle Stationen beinhaltet, die für die folgende Analyse des Engagements relevant sind. Schließlich folgt im Hauptteil die Analyse der Motive und der Struktur des Engagements. Hier haben wir zugunsten der Unterschiede und Eigenheiten der untersuchten Fälle auf eine allzu starre allgemeingültige Gliederung verzichtet. Alle Portraits enden schließlich mit einem Fallfazit, das die wichtigsten Strukturmerkmale noch einmal zusammenfasst.

2. Rolf Petersen – Engagement als Suchttherapie

Rolf Petersen ist eine bekannte Figur in seinem Stadtviertel. Sowohl in den lokalen Medien, als auch in den Auskünften der SozialarbeiterInnen und sonstigen ExpertInnen für das Viertel wird er immer wieder als enorm aktiver und verlässlicher Bewohner genannt. Tatsächlich ist Rolf Petersen in einer Vielzahl von Aktivitäten im Viertel auf irgendeine Weise eingebunden. Er ist Vorsitzender eines Vereins, der vor allem dem Zweck dient, einen Träger für die Beantragung und versicherungstechnische Absicherung von Projekten im Viertel zu stellen. Er ist Ansprechpartner der Bürgerinitiative und kümmert sich in dieser Funktion vor allem um Auseinandersetzungen der MieterInnen mit den VermieterInnen in Bezug auf die ständig steigenden Nebenkosten. Neben diesen offiziellen Ämtern findet Rolf Petersen seine Rolle aber zuvorderst in Tätigkeiten rund um das Nachbarschaftszentrum, für das er die Schlüsselgewalt besitzt und somit unterschiedlichen Gruppen den Zugang ermöglicht sowie hausmeisterliche Tätigkeiten, wie Schneeschieben im Winter, übernimmt. Zudem trägt er die Hauptlast der Arbeiten im Gemeinschaftsgarten des Viertels und ist stets dabei, wenn es darum geht, das Sommer- oder Winterfest zu organisieren. Auch für Hilfe bei kleinen alltäglichen Problemen ist Rolf Petersen ein Ansprechpartner sowohl für die Organisationen, als auch die BewohnerInnen.

2.1 KURZBIOGRAPHIE

Dabei lässt sich von der Biographie von Rolf Petersen erst einmal kaum auf ein Engagement schließen, besitzt diese doch keine der klassischerweise als Ressourcen für ein zivilgesellschaftliches Engagement geltenden Merkmale. 1946 geboren wächst Rolf Petersen in derselben Stadt auf, in der er heute lebt. Hier schließt er die Volksschule ab und beginnt eine Lehre als Heizungsbauer. Im Alter von 15 Jahren verlässt Rolf Petersen nach dem Tod seiner Mutter aber den Weg einer Normbiographie. Er läuft von zu Hause fort und bricht seine Lehre ab. Als die Polizei ihn wieder nach Hause bringt, verweigert der frisch verwitwete Vater die Wiederaufnahme. Für Rolf Petersen bedeutete das, dass er den Rest seiner Jugend in wechselnden Erziehungsheimen verbringen muss, was in den 1960er Jahren ein hohes Maß an Zwang und Freiheitsbeschränkung bedeutet. In dieser Zeit bricht Rolf Petersen eine weitere Lehre und auch andere längerfristig angelegte berufliche Tätigkeiten stets wieder ab. Er versuchte sich zudem aus dem staatlichen Erziehungssystem zu entziehen, wird aber wieder aufgegriffen und landet so schließlich im Landesjugendheim. Als Rolf Petersen mit 21 entlassen wird, verfügt er weder über eine abgeschlossene Ausbildung, noch über eine familiäre Anlaufstelle oder andere Kontakte in der Außenwelt. Er kehrt zwar in seine Heimatstadt zurück, kann dort aber nicht an seine Zeit vor seiner Flucht anknüpfen. Ohne die rigide Struktur der Erziehungsheime und ohne Hilfe schaffte es Rolf Petersen nicht, ein geordnetes Leben aufzubauen. Er bleibt ohne festen Wohnsitz, wechselt zwischen Obdachlosigkeit und Unterkünften und entwickelt eine Alkoholsucht. Diese Lebensphase dauert 10 Jahre an, bis er über Kontakte Ende der 1970er eine Wohnung in dem Stadtviertel übernehmen kann, in dem er bis heute lebt. Hier bekommt er zum ersten Mal in seinem Leben im Alter von etwa 30 Jahren eine eigene Wohnung. Die Alkoholsucht verhindert allerdings weiterhin ein geordnetes Leben. Nach einigen alkoholbedingten Auffälligkeiten wird Rolf Petersen aber schließlich gerichtlich zu einer Entziehungskur verpflichtet. Nach einem Rückfall und einer zweiten Kur schafft es Rolf Petersen bis heute, die Alkoholsucht hinter sich zu lassen. Er versucht sich in der Folge mit der Hilfe des Arbeitsamtes ein stabiles Leben aufzubauen, lässt sich zum Gas-Wasser-Installateur umschulen und beginnt in diesem Beruf zu arbeiten. Ein Herzinfarkt, den er zwei Jahre später erleidet, macht ihn jedoch berufsunfähig. Seinen Lebensunterhalt verdient er daraufhin 20

Jahre lang als Grünanlagenpfleger. Heute ist Rolf Petersen arbeitslos, steht kurz vor der Verrentung, und ist seit 30 Jahren trocken. Gleichzeitig ist er einer der engagiertesten BewohnerInnen in seinem Stadtviertel.

2.2 MOTIVLAGEN DES ENGAGEMENTS

Wie passt diese von Strukturlosigkeit und Rückschlägen geprägte Biographie mit dem heutigen starken Engagement zusammen? Die erste Hälfte seines Lebens erscheint geradezu wie eine Ansammlung von Umständen und davon geprägten Verhaltensmustern, die im Gegensatz zu jeglicher Form von dauerhaftem zivilgesellschaftlichem Engagement stehen. Die Flucht vor der als überwältigend empfundenen Verantwortung für die Familie nach dem Tod der Mutter und das ständige Abbrechen von längerfristig angelegten beruflichen Tätigkeiten, lassen ebenso wenig einen hoch engagierten Viertelgestalter vermuten, wie die offensichtlichen Schwierigkeiten, das eigene Leben zu strukturieren, als er aus der strengen Struktur der Erziehungsheime herauskommend plötzlich auf sich gestellt ist. Und nicht zuletzt die Alkoholsucht lässt ein soziales Engagement unwahrscheinlich werden. Selbst in seiner Zeit als Grünanlagenpfleger zählt er mit dem Job als ungelernter Arbeiter nicht zu jenen Ressourcenstarken, die sonst häufig als die Träger von zivilgesellschaftlichen Strukturen identifiziert werden.

Und dennoch ist Rolf Petersen heute ein zentraler zivilgesellschaftlicher Akteur in seinem Viertel. Aus der Betrachtung seines spezifischen Lebensweges lassen sich fünf zentrale Motivationsquellen für das starke Engagement ableiten. Die erste Quelle ist eine sich in Dankbarkeit ausdrückende Verbindung sowohl zur Diakonie, als auch gegenüber dem Stadtviertel. Beide nehmen eine zentrale Rolle in seiner Genesungsgeschichte ein und die Chance, etwas zurückzugeben und Dinge zu erhalten und seinerseits zu unterstützen, die ihm geholfen haben, verleiht Rolf Petersens Engagement einen dauerhaften Sinn. Zweitens dient das Engagement als Mittel zum Umgang mit der Alkoholsucht. Die Beschäftigung und Selbstverpflichtung auf Mitarbeit schafft Struktur im Alltag und verhindert allzu lange unbeschäftigte Phasen. Als Kehrseite dieser beiden Aspekte übt drittens eine Angst vor der eigenen Vergangenheit und vor der Wiederholung alter Verhaltensmuster einen Druck auf Rolf Petersen aus, sich konsequent und verlässlich zu zeigen. Ein vierter Aspekt, der immer wieder im Laufe der Ge-

sprache deutlich wird, ist, dass für Rolf Petersen das Engagement Basis fast aller seiner sozialen Kontakte ist und ihm Geselligkeit im weitesten Sinne erst ermöglicht. Als letzter, mit dem vierten eng verbundener, Aspekt der Motivationslage von Rolf Petersen dient das Engagement auch dazu, sich einen anderen Status innerhalb des Viertels zu verschaffen, als dies sonst möglich wäre. In der Selbstbegründung des Engagements spricht Rolf Petersen vor allem die ersten beiden Aspekte an:

„Versuche ganz einfach’n bisschen was zurück zu geben, weil die Anfangszeit war es ja besonders schlimm, dass man sich beschäftigen musste, um trocken zu bleiben, oder so. Und dann nach und nach, dann hatte ich auch noch viele Gruppenbesuche und so was alles bei der Diakonie, beim Dings unten. Und so bin ich dann langsam darein gewachsen, ’ne.“

Der dritte Aspekt klingt ebenfalls schon an. Das „Hineinwachsen“ taucht später als „nicht Nein-Sagen können“ wieder auf und verweist dort auf den Druck, den Rolf Petersen empfindet.

a. Dankbarkeit

Verfolgt man den ersten Ansatz genauer, stößt man auf die enge Verbindung sowohl zur Diakonie, als Organisator und Strukturgeber von Rolf Petersens Engagement, als auch zum Stadtviertel, als symbolisch aufgeladener Ort der Rettung aus der Alkoholsucht. Rolf Petersens Weg zum Engagement beginnt in der Zeit nach seinen Kuren zunächst als Therapie. Die Diakonie und das Blaue Kreuz übernahmen nach den Kuren die langfristige Gesprächstherapie.

„Und wie gesagt vom Blauen Kreuz her, also von der Diakonie her, ’ne? Hab ich das einfach gemerkt das ich jegliche Unterstützung gekriecht habe, ne? So in’ner ersten Zeit, denn, ’ne?“

Darüber hinaus boten das Blaue Kreuz und die Diakonie Rolf Petersen einen sozialen Raum, in dem ihm soziale Kontakte und praktische Hilfe zur Verfügung standen. Für diesen Raum beginnt Rolf Petersen sich zunächst mit sehr kleinen Aufgaben zu engagieren. Dass die Diakonie neben der Suchthilfe auch das Nachbarschaftszentrum vor Ort übernahm, das wieder-

rum zu einem Fokuspunkt der Aktivitäten der sozialen Stadt wurde, erleichterte Rolf Petersen den Zugang zu diesem und führte zu einer starken Identifikation. Eine zentrale Rolle spielen dabei auch immer bestimmte SozialarbeiterInnen, die sich gezielt darum bemüht haben, Rolf Petersen in bestimmte Projekte einzubinden. Als das Projekt „Soziale Stadt“ in dem Viertel begann, wurde Rolf Petersen dadurch zu einem zentralen Akteur und brachte sich als Stimme der BewohnerInnen und ehrenamtlichen HelferInnen ein.

Das Stadtviertel selbst ist für Rolf Petersen ein Ort der Rettung. Er beschreibt das Viertel als einen sicheren Hafen für Menschen mit den verschiedensten Problemen. Eine Sicht, die sich aus seiner persönlichen Lebensgeschichte herleitet und die er zusammen mit der Gründungsgeschichte des Stadtteils als erste feste Heimat für Ausgebombte und Vertriebene nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Mythos des Stadtviertels verdichtet.

„Also, ich bin selber auch’n Problemkind, weil jeder, der hier irgendwo hier wohnt, irgendwo’n Problem hat. Jeder, ’ne. Ich kann nicht sagen inwiefern, aber, wie gesagt, es fing schon an mit den Häusern, das waren ja quasi Leute die ausgebombt, geflohen waren oder sonst irgendwas und das ist ja jetzt immer noch bei den Migranten oder so. Es sind irgendwelche Leute, die irgendwo her kommen, auch geflohen sind. Im Prinzip ist es ja fast immer noch dasselbe wie nach’m Krieg, oder so.“

Diesen sicheren Ort, der auch ihm selbst aus der Obdachlosigkeit und der Alkoholsucht heraus geholfen hat, zu erhalten, ist die bescheidene Vision von Rolf Petersens Engagement. Gefragt wie das Viertel wohl in zehn Jahren aussehen wird, antwortet er:

„Und wie gesagt, ich glaube, dass da in zehn Jahren genau dasselbe ist, weil- ich glaube nicht, dass sich da an unserer Politik grundsätzlich irgendwas ändert, denn. Denn es gibt immer irgendwelche Länder, wo irgendwelche Leute dann auch fliehen müssen oder so, ’ne. Die müssen aufgenommen werden.“

Sein Engagement zielt, das lässt sich an diesem Textauszug exemplarisch zeigen, nicht auf große Veränderungen in dem Viertel. Weniger der Frust über bestehende Verhältnisse, sondern die persönlich erfahrenen positiven Seiten des Viertels motivieren Rolf Petersen, sich für seine nahe Umgebung einzusetzen. Der Mythos des Stadtviertels als Heimat für Flüchtlinge und

Menschen mit Problemen lässt ihn auch einen toleranten Blick auf die BewohnerInnen und die spezifischen Probleme eines sozial schwachen Stadtteils entwickeln. Wer hier wohnt hat eben Probleme, so wie er selbst und deshalb muss ein gewisses Maß an sozialer Spannung erwartet und ausgehalten werden. Zudem ist ihm aus der eigenen Biographie die Bedeutung einer sicheren und festen Heimat bewusst, was ihm Empathie gegenüber den häufig von Flucht geprägten Biographien anderer BewohnerInnen ermöglicht.

b. Suchttherapie

Die zweite von Rolf Petersen auch selbst genannte Motivation für das Engagement ist die Abwehr eines Rückfalls in die Alkoholsucht. Zentrales Element der Strategie ist dabei der Versuch der Freizeitvernichtung sowie die Aufrechterhaltung von sinn- und strukturgebenden Tätigkeiten für ihn selbst. Zunächst bestand der wesentliche Schutz vor einem solchen Rückfall in der Gruppentherapie in der Diakonie sowie in der beruflichen Einbindung als Gas-Wasser-Installateur und später, nach dem Herzinfarkt, als Grünanlagenpfleger. Die Gruppentherapie begleitete Rolf Petersen ein Jahrzehnt, bis er sie schließlich aufgab:

„Dann so, ich weiß nicht so, nach zehn Jahren oder wann oder so, die Daten hab ich jetze da nicht mehr so im Koppe, da war mir das einfach zuwider. Weil man spricht immer nur so wie jetzt auch über sich selber, man stellt sich nur selber da, 'ne? (I: Ja) Und eh, nicht, man gibt keine Ratschläge oder irgendwas kann man nicht. Ich kann immer nur erzählen was ich gemacht habe in irgendwelchen Situationen dann niche. (I: Ja) Und das war mir nachher irgendwie wie über nich? Ich habe zwar immer noch Kontakte mit den Leuten alle oder so? Aber ich wollte nicht mehr und dann hab ich mich anderweitig so'n bisschen umgesehen um mich zu engagieren oder so, ne? Eben um Beschäftigung und so zu haben, ne?“

Neben der Tätigkeit als Grünanlagenpfleger, blieb sein aktives Engagement aber noch auf einem relativ niedrigen und situativen Niveau, denn es war nicht zuletzt die berufsweltliche Einbindung, die Rolf Petersen auf seinem Weg der Genesung wesentlich unterstützt hatte. Gefragt nach der zentralen Hilfe, die er auf seinem Weg aus dem Alkoholismus erfahren hatte,

nennt Rolf Petersen zuerst das Arbeitsamt in seiner Rolle als Beschäftigungsvermittler:

„Ja, im Nachhinein muss ich sagen hat mir das Arbeitsamt, nich, eigentlich sehr geholfen auf Grund dieser ABM Maßnahmen, [...] das ich erstmal nich auf der Straße stand, ne? Ich weiß nich was passiert wäre wenn ich wirklich wieder längere Zeit, ich war zwar hier zu Hause, [...] Aber auf Grund dessen, nische, dass ich denn diese Maßnahmen gekrieckt habe, ne, bin ich auch immer weiter entfernt gegangen, und da habe ich gemerkt das mir das natürlich auch sehr gut tat, denn, ich habe ja selbstständig denn immer irgendwas gemacht, oder so, ne?“

Hier ist in der Erzählweise über Arbeit ein deutlicher Bruch zur Darstellung von Rolf Petersens Arbeitserfahrungen vor dem Alkoholismus festzustellen. Für die Zeit davor ist es für Rolf Petersen fast schon eine selbst zugeschriebene Charaktereigenschaft, dass er Tätigkeiten nach kurzer Zeit wieder aufgab:

„Und weiß ich habe denn irgendwann, eh, hab ich alles hingeschmissen, denn nische, weil ich den Führerschein nicht eher machen durfte, nische. Und bin abgehauen, denn 'ne. Ich hab dann nochmal 'ne Lehre angefangen, dann aber auch, die abgebrochen, denn ne.“

„Und da hab ich dann im Kaufhof gearbeitet denn so nische und (1) naja dann habe ich das auch irgendwann wieder hingeschmissen nicht.“

Während der erste Abbruch noch damit begründet wird, dass der zunächst versprochene Führerschein doch nicht machbar war, wird das Abbrechen der weiteren Tätigkeiten nur noch lakonisch angemerkt. Offensichtlich besteht in Rolf Petersens Biographie ein Wandel in der Einschätzung von Arbeit. Was früher von ihm als Einschränkung empfunden wurde und deshalb aufgegeben wurde, wird später zur Quelle von Stabilität. Der erste positive Bezug auf Lohnarbeit findet sich allerdings nicht erst nach den Entziehungskuren, sondern bereits in der Zeit in den Erziehungsheimen. Die ihm später dort zugeteilten Tagelöhneraufgaben stellten damals eine Möglichkeit dar, aus dem Heim heraus zu kommen und ein beschränktes Maß an Freiheit zu genießen. Die arbeitsweltliche Einbindung nach den Entziehungskuren bot noch mehr Struktur und finanzielle Unabhängigkeit.

Wenn die berufliche Einbindung allerdings gekappt wurde, wie etwa die Anstellung als Gas-Wasser-Installateur nach dem Herzinfarkt, entstand eine für Rolf Petersen bedrohliche Situation: Er verfügte plötzlich über viel ungenutzte Freizeit und verlor gleichzeitig das wesentliche den Alltag strukturierende Element. Die Gefahr eines Rückfalls in alte Verhaltensmuster nach einem solchen Rückschlag war somit für ihn stets präsent:

„Dann war mein Herzinfarkt, denn mal, nische, immer irgendwo so kleine Sachen, denn nich, wo man dann eigentlich hätte sagen können, jetzt kannst’e immer mal wieder einen richtig in die Glatze hauen, oder so? Aber ich hab mein ganzes Leben ja danach umgestellt.“

Hier jedoch konnte die relativ schnelle Vermittlung einer Arbeit als Grünanlagenpfleger wieder zu einer Stabilisierung beitragen. Als Rolf Petersen den Job als Grünanlagenpfleger 20 Jahre später auch nicht mehr ausüben konnte, wiederholte sich diese Bedrohung. Anders als nach dem Herzinfarkt war eine erneute Eingliederung in den Arbeitsmarkt nun kaum mehr möglich. Der schlechte Gesundheitszustand und das Alter von Rolf Petersen machten dies unwahrscheinlich. Im Rahmen des „Soziale Stadt“ Projekts, das zu etwa dieser Zeit vor Ort begonnen wurde, fand Rolf Petersen eine neue Möglichkeit, seine Freizeit mit einer für ihn sinnvollen Beschäftigung zu füllen. Gleichzeitig erfüllte es Rolf Petersens Anspruch, von der Gesprächstherapie weg zu kommen und eine aktivere und helfende Rolle einnehmen zu können. Für die Strukturierung und Sinngebung in Rolf Petersens Leben übernimmt das starke Engagement in dieser Situation die Funktion, die zuvor die Erwerbsarbeit für ihn hatte: Sie verhindert einen Rückfall in die Alkoholsucht. Im Fall von Rolf Petersen wird die Arbeitslosigkeit somit tatsächlich zu einer zivilgesellschaftlichen Ressource, was allerdings vor allem vor dem Hintergrund möglich ist, dass Rolf Petersen auf Grund seines gesundheitlichen Zustands und seines Alters weitgehend vom Druck, nach einer neuen Stelle zu suchen, entlastet ist. Vermutlich wäre ein konstanter Druck, sich erneut in den Arbeitsmarkt einzugliedern, hier doppelt kontraproduktiv: Rolf Petersen könnte durch die ständige Notwendigkeit, sich für den Arbeitsmarkt bereit zu halten, kaum die Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit im Engagement entwickeln und würde somit aber auch die therapeutische Funktion desselben verlieren.

c. Angst vor dem erneuten Absturz

Die beiden Aspekte Dankbarkeit und Identifikation mit dem Stadtteil sowie die Abwehr eines Rückfalls haben allerdings ihre Kehrseite. Sie sind in einem tiefen Druck verankert, der auf Rolf Petersen lastet. Rolf Petersen selbst beschreibt den Weg zum Engagement als ein Hineinrutschen. Ausgehend vom Kontakt zum Blauen Kreuz habe er einfach immer mehr gemacht:

„Im einzelnen hab ich da nicht drüber nachgedacht, warum ich das nun mache oder so, es ging mir eben durch den Kopf, dann hilfst du eben da mal oder da mal, fässt da mit an wenn es geht, oder so ein Kram (4). So ist das irgendwo einfach zwangsläufig eben im Laufe der Jahre gewachsen, ne. Da gabs auch keinen bestimmten Grund, ich bin auch jemand, der [nicht] nein sagen kann, wenn man irgendwo gefragt wird, oder so, ne. Einer sagt fässt du da mal mit an, fässt du da mal mit an, nicht, oder so, wenn es das erlaubte, dann fass ich da mit an und dann kommt man da ganz einfach zu.“

Dieses „nicht Nein-sagen können“ ist allerdings nicht einfach eine Charaktereigenschaft, die Rolf Petersen zu diesem Engagement bringt. Vielmehr besteht eine latente Angst vor der Wiederholung alter Verhaltensmuster, die stets schwerwiegende Konsequenzen für ihn hatten. Ab dem Zeitpunkt, als Rolf Petersen sich der überwältigenden Verantwortung zu Hause entzog, wegrannte, die Lehre als Heizungsbauer abbrach und vor allem als er daraufhin vom Vater verstoßen wurde, beginnt sich ein biographisches Muster zu entwickeln, das stets insofern in die Katastrophe führt, als dass Rolf Petersen im Anschluss immer tiefer im staatlichen Erziehungssystem versinkt. Immer wieder versuchte Rolf Petersen durch das Wegrennen und das Hinschmeißen von ihm auferlegten Jobs, Freiheit gegenüber diesem System zu gewinnen und immer wieder wird er darin zurückgebracht:

„Wie sie, weil sie mich mit Polizeibegleitung, denne, ins Landesjugendheim gefahren haben, weil ich gesagt hab freiwillig bringt ihr mich nie wieder ins Heim, eh ne? Kannste dir ja vorstellen, dann haben se mir rechts und links n Polizisten daneben gesetzt, denn ne und, haben mich dahin gefahren dann, ne? Da ins Landesjugendheim.“

Nachdem dieser Weg letztlich nicht nur in die Zwänge des Erziehungsheims, sondern eben auch in die völlige Strukturlosigkeit des Alkoholismus und der Obdachlosigkeit geführt hat, versucht Rolf Petersen dasselbe Muster um jeden Preis zu vermeiden. Im Aufgeben seines Engagements und schon im Akt des „Nein-Sagens“ steckt immer schon eine gewisse Wiederholung seiner Flucht aus dem Elternhaus und der Versuche, sich dem staatlichen Erziehungssystem zu entziehen, die somit unbedingt vermieden werden muss. So fügt er unvermittelt beim Erzählen über eine Aktion im Viertel ein:

„Aber überall, wo überhaupt irgendwo was ist oder so, sieht man, ob da ein Wagen ist oder so, da bin ich auch bei, weil ich weil ich mich da noch nie irgendwo vor gedrückt hab oder irgendwas, ne?“

Der Vorwurf, sich vor irgendetwas drücken zu wollen, war im Zusammenhang mit dem Engagement sonst gar nicht Thema und taucht nur mehr oder weniger vermittelt im Zusammenhang mit seiner ursprünglichen Flucht von zu Hause vorher auf:

„Ich kann meinen Vater verstehen, weil ich aufm Beerdigungstag von meiner Mutter abgehauen bin, beziehungsweise von meiner Oma, die ist n paar Tage später gestorben und ich ihn quasi im Stich gelassen habe.“

Von der Aussage über die hohe Selbstverpflichtung in Bezug auf das Engagement irritiert, fragten wir nach, ob Rolf Petersen sein Engagement insgesamt als Hobby oder Pflicht versteht. Die Antwort auf diese Frage ist überaus spannend in Bezug auf die große Bedeutung, die er selbst seinem kontinuierlichen Engagement zuschreibt:

„I: Wenn Sie so Ihr Engagement selber beurteilen müssten, ist das für Sie eher eine Art Hobby oder schon eher so eine Art Pflicht? Also wie würden Sie das einschätzen für sich selbst?

Rolf Petersen: Hmpf. Also pass auf, es macht mir ganz einfach Spaß, ne. Es macht mir ganz einfach Spaß. Es ist egal, nicke, und wie gesagt, da ich gut und schlecht ziemlich gut unterscheiden kann aufgrund dieser zehn Jahre, wo es mir nun wirklich auch nicht gut ging, in meiner Saufphase, nicht, oder so, ne, denke ich eigentlich es macht mir Spaß, ne?“

Zuerst weist Rolf Petersen den offensichtlich als Unterstellung empfundene Pflichtcharakter des Engagements weit von sich und betont ausdrücklich, dass es ihm Spaß macht. Dieser vorgezogene Zwecksatz verliert aber im Laufe der Antwort an Plausibilität. Zunächst wird der Spaß damit begründet, dass im Vergleich zur Zeit des Alkoholismus nun das Leben von Rolf Petersen insgesamt besser ist. Spaß ist hier bereits die Abwesenheit von dem Leiden des Alkoholismus und nicht mehr ein Wert des Engagements selbst, wie im ersten Satz. Zudem scheinen Engagement und Alkoholismus für Rolf Petersen gedanklich enorm eng beieinander zu liegen. Hier kommt nochmals deutlich die von Rolf Petersen gedachte Kausalverbindung von Engagement und trocken bleiben zum Vorschein. Damit verbindet sich aber auch die Aussage, das Engagement mache Spaß, mit der Aussage, Spaß sei die Abwesenheit von Alkoholismus, denn Engagement bedeutet für Rolf Petersen die Abwesenheit von Alkoholismus, folgerichtig würde aber Nicht-Engagement die Gefahr von erneutem Alkoholismus in sich tragen. Weiter antwortet Rolf Petersen dann:

„(5) Kann ich nicht anders sagen, wie gesagt, nicht, ich sach immer wieder zu unserem Sozialarbeiter, du weißt, nicke, wenn ich irgendwas zusage, ich mache es entweder gerne oder gar nicht. Ja nee, es ist nicht so halb und dann nicht dabei sein, nicht, und denn, jetzt bin ich heute mal krank, nicht, und dann morgen wieder nicht, da gefällt mir das vielleicht besser was da gemacht wird, ne und so. Wenn ich irgendwas zusage, dann versuche ich dass das so gut wie es geht eben zu machen, ne?“

In diesem zweiten Teil der Antwort auf die Frage Hobby oder Pflicht nimmt nun eindeutig die Pflicht die dominante Rolle ein. Zusammen mit dem Wissen über das Maß an Engagement und die schon vorher zitierten Aussagen des „nicht Nein-Sagen Könnens“ bleibt von der Option „gerne oder gar nicht“ kaum eine andere Möglichkeit als „gerne“ übrig. In den weiteren Sätzen siegt dann endgültig die Pflicht. Weder Unlust noch Krankheit werden hier noch als akzeptable Begründungen für das Beenden von Engagement akzeptiert. Völlig im Gegensatz zu der selbst diagnostizierten Charaktereigenschaft des Abbrechers in Bezug auf seine Lehre und Jobs während seiner Jugend, betont und lebt Rolf Petersen in seinem Engagement für das Viertel ein hohes Maß an Verpflichtung und Zuverlässigkeit. Würde Rolf Petersen diese Zuverlässigkeit nicht an den Tag legen,

würde er stets die Gefahr heraufbeschwören, wieder abzurutschen; so zumindest hat es ihn seine eigene Biographie gelehrt.

d. Geselligkeit

Dass soziales Engagement immer auch eine soziale Komponente für Engagierte hat, ist schon fast triviales Wissen. Engagierte Menschen treffen viele ihrer Bekannten und Freunde im Rahmen des Engagements. Bei Rolf Petersen ist dieser Aspekt aber besonders deutlich ausgeprägt. Zunächst ist auffällig, dass er keine anderen Personen als Bekannte oder Freunde in seinem kompletten biographischen Interview erwähnt, als solche, die in irgendeiner Weise im Zusammenhang mit der Therapie beim Blauen Kreuz oder seinem Engagement im Viertel stehen. Selbst seine Familie spielt nur zu Beginn seiner Erzählung eine größere Rolle und taucht dann so gut wie gar nicht mehr auf. Erst auf explizite Nachfrage wird die Familie wieder thematisiert. Nach einer kurzen Aufzählung der Geschwister und wo diese gerade wohnen, baut Rolf Petersen allerdings sofort wieder Distanz auf:

„Die wohnen alle n bisschen weiter weg, denn, ne? (I: Ja) Ne? Aber, wie gesagt, so viel brauch ich nich. Verwandte hab ich auch noch so’n paar, niche, aber? Ich komme da auch ganz gut ohne aus, niche.“

Nahezu völlig abwesend in der Lebensgeschichte von Rolf Petersen sind Freunde und Bekannte ohne offizielle Funktion als SozialarbeiterInnen oder Ähnliches. Alle sozialen Kontakte, die Rolf Petersen nennt, sind direkt über sein Engagement oder zumindest über seine Beziehung zur Diakonie und dem Blauen Kreuz hergestellt worden. An dieser Stelle ist auch ein Rückgriff auf den Punkt der Freizeitvernichtung bzw. -gestaltung interessant. Rolf Petersen selbst akzeptiert die von uns als ForscherInnen aufgemachte Trennung zwischen Engagement und allgemeinen sozialen Aktivitäten, wie die Teilnahme an Kursen, nicht. Für ihn fällt schon in der selbststrukturierten Eingangserzählung beides zusammen:

„Also hab ich denn erstmal so’n paar Sachen hier gemacht LOS [Lokales Kapital für soziale Zwecke] niche und? Das ist von der EU, das sind so Miniprojekte gewesen, denn nicht oder so. Habe ich zweimal so’ne Sache mit Fahrrädern hier gemacht, denn. Hinterher habe ich selber an so’nem Programm da, habe ich dann Computer

gelernt, war ich hier so niche und so ne? Und dann habe ich wie gesagt viel nebenbei gemacht und hab mich hier denn arrangiert, denn ne? Bin mittlerweile denn auch hier Vorsitzender vom Stadtteilverein geworden, denn ne? Bin Ansprechpartner für die Bürgerinitiative, nicht eh. Und alles so'n Kram, ne?“

Von einer Beschäftigungsmaßnahme über einen Computerkurs bis hin zur Arbeit als Vorsitzender des örtlichen Vereins fällt alles in dieselbe Kategorie des Engagements. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass alle diese Tätigkeiten im Rahmen derselben Institutionen im Viertel vor sich gehen. Das LOS-Projekt war über die „Soziale Stadt“ organisiert, der Computerkurs ebenfalls und der Stadtteilverein ist wie gesagt der Verein, der die Beantragung von zusätzlichen Projekten rund um die „Soziale Stadt“ organisierte. Es ist aber auch ein weiterer Hinweis darauf, dass die gesamte Gestaltung des Alltags von Rolf Petersen von diesen Strukturen abhängig ist und ebenso auch die sozialen Kontakte von den Aktivitäten im Rahmen der Zivilgesellschaft im Viertel abhängen. Neben diesem Angewiesen-Sein auf das Engagement und die Strukturen für die sozialen Kontakte, ist es auch die Gestaltung desselben, die die hohe Bedeutung von Geselligkeit für Rolf Petersen betont. So liest sich seine Beschreibung der schon vorher zitierten kleinen Fahrradwerkstatt so:

„Naja, dann haben wir uns dahinten so einen Pavillon aufgestellt, da drüben auf der anderen Seite, es ist ja alles weggerissen, ein paar Paletten, das war unser Arbeitsplatz, unter diesem Dings, da haben wir die Fahrräder drauf aufgestellt, ne, es war offen, es war ein Treffpunkt quasi gleichzeitig, es konnte jeder da durch die Gartenpforte reinkommen, nicke, konnte dabei stehen, entweder nur nen Kaffee trinken oder konnte mit nem Fahrrad kommen oder Kinder oder so, nicht, und wir haben das gemacht. Das war wie gesagt auch so ein kleiner Treffpunkt nebenbei, es war ja offiziell hier.“

Betont wird der Charakter der offenen Werksstatt als Treffpunkt für die BewohnerInnen des Viertels und nicht als Arbeitsplatz. Diese hohe Bedeutung von Gesprächen und kleinen Gelegenheiten zur Kommunikation durchzieht die Beschreibung aller Aktivitäten im Rahmen des Engagements von Rolf Petersen. Sowohl beim Frühstückstreff, als auch bei den Kontakten im Blauen Kreuz legt Rolf Petersen immer wieder den besonderen Fokus auf diese Seite der Tätigkeiten. Das Engagement speist sich eben nicht

nur aus einem Wunsch, anderen zu helfen und etwas zurückzugeben, vielmehr ist das Engagement integraler Bestandteil seines alltäglichen Lebens. Er geht nicht nur in das Nachbarschaftszentrum, um zu helfen, sondern nutzt es für seine eigenen Bedürfnisse und hilft mit, diesen Raum zu gestalten.

e. Anerkennung und Aufwertung des eigenen Status

Für Rolf Petersen ist die Erfahrung, von anderen Menschen Anerkennung für sein Engagement zu bekommen, bis zum heutigen Tag mit einer gewissen freudigen Verwunderung verbunden:

„Neulich standen hier jetzt ungelogen ein paar Mädchen vor der Tür, das war nach Weihnachten, ne? Guck mal, die brachten mir hier n Weihnachtsgeschenk, da war n Schal drin, guck mal was da drauf steht, ne? [Karte mit dem ungefähren Text: Lieber Herr Rolf Petersen, dass der Garten so schön ist, wie er ist, ist nicht zuletzt auch Ihr Verdienst. Vielen Dank dafür.] Das ist für mich denn so ne Belohnung, oder sowas, kannst du dir gar nicht, weil es so ne Befriedigung irgendwo für mich ist, weißt du, es wird einfach anerkannt, was man selber macht, nicht oder so, nicht, und das macht ganz einfach Spaß, ne.“

Die Dankbarkeit ist nicht nur eine Freude für Rolf Petersen und somit schon Motivation, sie ist auch Überraschung. Diese Überraschung über geäußerte Dankbarkeit liegt in einer empfundenen Distanz, die Rolf Petersen zu den anderen BewohnerInnen des Viertels hat. Diese Distanz wiederum speist sich aus zwei Quellen. Erstens ist Rolf Petersen den anderen BewohnerInnen als ehemaliger Alkoholiker bekannt und ihm ist nur allzu bewusst, dass er früher mit seinem Verhalten immer wieder mit NachbarInnen und ViertelpewohnerInnen in Konfrontation geraten war.

„Ich hab ja zu dem Zeitpunkt muss ich ja ehrlich sagen auch noch getrunken, ich hatte da ja noch des Öfteren mit der Polizei denn auch zu tun. Weil die Nachbarn denn ja immer wieder Polizei anrufen, laute Musik und und denn ne? Ich persönlich bin denn ja nun beklaut worden nach Strich und Faden. Ich wußte manchmal ja nicht mehr ob wir fünf Uhr morgens oder fünf Uhr abends haben, oder was, ne.“

Die Distanz, die sich in dieser Zeit aufgebaut hat, hier Rolf Petersen als Alkoholiker und dort die beobachtende und urteilende Anwohnerschaft, hat sich auch nach Ende des Alkoholismus nicht völlig abgebaut.

„Aber, wie gesagt, ich kann da drüber sprechen, denn nische, über meinen Alkoholismus, ich bin nun mal trockener Alkoholiker, nische? Ich kann das nicht verheimlichen oder irgendwas, ich will es auch nicht verheimlichen, denn ne, ganz im Gegenteil, ich möchte eher jemandem helfen und abraten denn nich oder so. Ne, wenn jemand kommt und fragt mal, oder so, ne? Und das gibt es dann immer mal, weil ja viele über meine Vergangenheit auch kennen und ich hab ja wie gesagt manches Mal hier besoffen auf der Wiese auch gelegen, noch und so, ne? Und deshalb bewundern das eigentlich viele, ne? (2) Das ich das gepackt habe.“

Dieses Zitat macht deutlich, wie gegenwärtig der Alkoholismus für Rolf Petersens Kontakte im Viertel bis heute ist. Zwar erlangt er Bewunderung dafür, jetzt trocken zu sein und so viel für das Viertel zu leisten, gleichzeitig aktualisiert diese Bewunderung aber auch seinen Status als trockener Alkoholiker und erinnert Rolf Petersen stets wieder an die Zeit, als er „besoffen auf der Wiese“ im Viertel lag. Diese Trennung zwischen den sonstigen BewohnerInnen und ihm führt zusammen mit seiner engen Bindung an das Viertel im Ganzen zu einer gewissen Spannung. Das Engagement dient auch hier dazu, diese Spannung abzubauen. Rolf Petersen löst das Problem, sich bis heute nicht als Teil der Anwohnerschaft zu sehen und dennoch fester Bestandteil des Viertels zu sein, indem er sich einer anderen Gruppe im Viertel zuschlägt: den SozialarbeiterInnen. Bei der Beschreibung eines der Projekte, in dem Rolf Petersen tatkräftig mitarbeitet, taucht immer wieder eine eindeutig aus dem Sprachschatz der SozialarbeiterInnen stammende Wendung auf: „es geht nur mit der Anwohnerschaft“:

„I: Wie läuft so ein Projekt konkret ab, wenn Sie zum Beispiel sich zurückerinnern, wie der Garten, also von der Idee bis zur Umsetzung, wie ist das abgelaufen?“

Rolf Petersen: Da ich das nicht alleine machen kann, versuchen wir dann immer irgendwo die Anwohnerschaft mit dazu zu ziehen, ne, dann musst du also vorher etliche Flyer vielleicht drucken, Leute ansprechen, [...] und so ist dann immer eins zum anderen, es geht nicht ohne ohne irgendwo Anwohnerschaft, ne, denn wie gesagt, wir mussten ja auch hier, weil das Gelände ja der Wohnungsverwaltung gehörte,

dann musst du da ja zurückfragen, ob das geht und alles so'n Kram, [...] es geht nur mit Anwohnerschaft, ich alleine kann da gar nix machen, ne? (wird lauter) Das möchte ich auch gar nicht, das würde mir alleine auch gar keinen Spaß machen, nicken, wenn ich da alleine, das macht mir viel mehr Spaß, wenn wenn ich sehe, die Kinder haben da irgendwas gepflanzt, und dann tu ich das hinterher ein bisschen in Reih und Glied bringen, denn nicht, und die Kinder freuen sich dann hinterher wie es wächst oder so, ist egal, mit Obst und Gemüse. [...] ne, es geht wie gesagt alles nur nur mit der Anwohnerschaft, ne. Es würde ja auch kein Ehrenamt oder sowas geben, wenn keine Anwohnerschaft da wäre, ne, ich kann mich ja nicht hier, schlecht hinstellen und irgendwo sagen Leute kommt her, ich will irgendwas machen oder so, ne.“

Das Gegenstück zu der Anwohnerschaft, die mit ziehen muss, damit so ein Projekt nach Rolf Petersens Meinung funktioniert, ist das „Wir“ der OrganisatorInnen und PlanerInnen. Damit bezeichnet Rolf Petersen die professionellen SozialarbeiterInnen im Viertel und eben sich selbst. Er beschreibt, vor allem im letzten Satz des Zitats, auch die spezifische Situation von professionellen SozialarbeiterInnen und eben nicht jene des engagierten Viertelbewohners. Natürlich könnte sich Rolf Petersen hinstellen und sagen, er möchte was machen und zwar für sich und diejenigen, die kommen, er hat als Teil der Anwohnerschaft keinerlei Verpflichtung, irgendjemand zu irgendetwas zu motivieren. Das ist nur bei den professionellen SozialarbeiterInnen anders. Sie sind, um ihrem Auftrag gerecht werden zu können, zwangsläufig darauf angewiesen, dass die Anwohnerschaft im Viertel mitmacht und können diesen Auftrag als zumindest teilerfüllt ansehen, wenn Rolf Petersen als Bewohner des Viertels mitmacht. Das lässt Rolf Petersen aber eben nicht gelten, nimmt die Perspektive der SozialarbeiterInnen ein und versucht wiederum andere, die AnwohnerInnen eben, zu motivieren. Damit schlägt er sich selbst der Gruppe der SozialarbeiterInnen zu, die für das Viertel arbeiten und entzieht sich der Gruppe der AnwohnerInnen, die in dem Viertel leben, ohne sich dem Viertel selbst entziehen zu müssen.

Die Selbstaufwertung durch das Engagement und seine Weise, von diesem zu berichten, bleibt aber prekär und führt eher zu einer Zwischenstellung, denn der fachliche Kompetenzunterschied zwischen ihm selbst und den SozialarbeiterInnen ist Rolf Petersen weiterhin bewusst. Gefragt nach seiner Tätigkeit im Stadtteilverein und wie er sich in diese Tätigkeit eingearbeitet hat, antwortet er:

„Tja das sind ja alles Sozialarbeiter, ich könnte hier jetzt überall gucken, da sind die Leute, da ist der Sozialarbeiter von der Wohnungsgenossenschaft, so für alles oder so, und da waren am Anfang die Kindergärten mit drin, nicht, die Leitungen, nicke und das war am Anfang irgendwo auch ganz anders, war eigentlich so ein Zusammentreffen von allen, nicht, dass das so ein bisschen gefestigt wurde, ne? Es waren also alles, außer mir fast irgendwo, kompetente Leute, die da drin saßen, nicht, (kurzer Lacher) oder so mit denn, ne? (3) Und dann natürlich immer so ein paar Anwohner hier mit dabei oder so, ne.“

Der Verein funktioniert aus Sicht von Rolf Petersen auf der Basis, dass die ausgebildeten SozialarbeiterInnen ihre Kompetenzen einbringen. Für sich selbst nimmt er dabei keine herausragende Rolle ein. Damit findet sich in solchen Fragen wiederum eine Trennung zwischen eben jenen SozialarbeiterInnen, denen er sich zugehörig fühlt und ihm selbst. Hier bearbeitet er dies, indem er für sich selbst zumindest eine Zwischenstellung schafft, indem er zusätzlich noch die Anwohnerschaft einführt. Es gibt letztlich in dem Verein also die kompetenten SozialarbeiterInnen, ihn selbst und eben AnwohnerInnen.

2.3 FAZIT

Rolf Petersens Engagement im Viertel ist geprägt von seinen Erfahrungen als Alkoholiker und von dem ständigen Kampf, trocken zu bleiben. In diesem Sinne ist es eine ständige Suchttherapie. Wie aber prägt diese Situation das spezifische Engagement Rolf Petersens? Ein wesentliches Merkmal seiner sozialen Arbeit im Viertel ist die enorm hohe Zuverlässigkeit. Mehrere der Faktoren spielen hier zusammen: Die Notwendigkeit des Engagements zur Verhinderung eines Rückfalls, gekoppelt mit der Dankbarkeit gegenüber dem Viertel und der Diakonie und dem inneren Druck, vergangene Handlungsmuster nicht zu wiederholen, führen alle dazu, dass Rolf Petersen sich seinem Engagement gegenüber besonders verpflichtet fühlt. Damit ist er nicht nur bei den spannenden und projekthaften Aktionen dabei, wie etwa dem Sommerfest, sondern erfüllt auch regelmäßig anfallende Aufgaben, für die es häufig schwerfällt, Freiwillige zu finden und die nahe an die Jobbeschreibung eines Hausmeisters heranreichen. Auch für ganz spontane Hilfen, wenn etwa eine zusätzliche Aufsichtsperson für einen

Spaziergang eines der örtlichen Kindergärten gebraucht wird, steht er zur Verfügung. Diese Zuverlässigkeit und ständige Verfügbarkeit bringt Rolf Petersen tatsächlich sehr in die Nähe der Rolle der örtlichen SozialarbeiterInnen, denen Rolf Petersen viel Arbeit abnimmt und so die hohe Arbeitslast, die mit einem solchen Beruf einhergeht, überhaupt mit der dünnen Personaldecke im Viertel bewältigbar macht.

Trotzdem kann das freiwillige Engagement, selbst einer Person wie Rolf Petersen, nicht als Ersatz für professionelle SozialarbeiterInnen eingesetzt werden. Rolf Petersen selbst ist in seiner ganzen Persönlichkeits- und Engagementsstruktur auf die ständige Begleitung und Hilfe durch professionelle Kräfte angewiesen. Rolf Petersen ist nur begrenzt in der Lage, selbstinitiativ neue Projekte anzustoßen und Ideen für die weitere Arbeit im Viertel zu entwickeln. Sein gesamtes Engagement zielt auf die Übernahme von Aufgaben innerhalb von Strukturen und Institutionen, die andere geschaffen haben. Gefragt nach dem Ablauf von konkreten Projekten von der Idee bis zur Umsetzung, beginnt Rolf Petersen fast immer mitten im Prozess der Umsetzung, dann wenn er einsteigt und Aufgaben übernimmt. So etwa beim Gemeinschaftsgarten, eines der zentralen Betätigungsfelder von Rolf Petersen, wie man an der oben bereits zitierten Antwort sieht. Hier ist die erste Aktion, von der Rolf Petersen berichtet, das Verteilen von Flyern an die AnwohnerInnen. Die Idee selbst wurde offensichtlich von außen an ihn herangetragen. Von diesem Zeitpunkt an beteiligt sich Rolf Petersen allerdings mit Eifer an dem Projekt und ist nicht zuletzt der zentrale Grund dafür, dass der Garten bis heute gut funktioniert. Rolf Petersen sieht sich auch in Abgrenzung zu anderen Akteuren im Viertel, wie etwa den Studierenden der örtlichen Fachhochschule, in der Rolle des Erhalters und nicht des Initiators:

„Das war denn so 'ne Idee, nische, von den Studenten mit und (unverständlich) und so, Gemeinschaftsgärten zu machen, nicht, und so was. Naja, wie gesagt, ich hab gesagt dann gut, ach was heißt es, ich hab noch nicht mal gesagt, das mach ich, das ist dann einfach so passiert, denn sonst, wenn ich es nicht gemacht hätte wäre es vielleicht irgendwann wieder verwildert oder was, ne, oder so, weil ihr wisst ja, mit Studenten ist es immer so 'ne Sache (I lachen), die fangen immer sehr, kräftig an nämlich und mit einem mal sind sie weg, nicht.“

Die Stelle greift auch noch einmal die hohe Verpflichtung auf, die Rolf Petersen dem Viertel und seinem Engagement gegenüber verspürt. Die Rolle als Erhalter führt aber dazu, dass Rolf Petersen ohne das Nachbarschaftszentrum – als Zentrum der Sozialarbeit im Viertel und die daran angeschlossenen SozialarbeiterInnen – kaum ein persönliches, zivilgesellschaftliches Engagement aufbauen könnte. Vielmehr noch, der Status dieses Engagements als dauernde Therapie der Alkoholsucht hat zur Folge, dass ein Wegfall von festen, institutionellen Strukturen im Viertel, die Rolf Petersen in seinem Engagement unterstützen, nicht nur das Engagement selbst gefährden würde, sondern das gesamte erreichte Niveau von Rolf Petersens Genesung.

3. Ayse Massoud – Die Brückenbauerin

Gleich bei unserem ersten Besuch im Viertel lernten wir Ayse Massoud kennen. Zu Besuch im lokalen Stadtteilzentrum wurden wir von Seiten der SozialarbeiterInnen und der StadtplanerInnen auf sie aufmerksam gemacht. Sie wurde uns als besonders tatkräftige und selbstbewusste Person geschildert, die zentrale Aufgaben im Stadtteilverein übernimmt und innerhalb der Aktiven daher eine herausragende Rolle übernimmt.

Ayse Massoud ist vor allem in Bereichen aktiv, die sich im weiteren Sinne mit Bildung, Kindern und Integration beschäftigen. Sie arbeitet in mehreren Projekten eines Stadtteilvereins wie beispielsweise bei den „Viertelmüttern“ oder dem „Tandem“-Projekt, eine Art Hausaufgabenhilfe, die sich auch an die Eltern von Kindern mit Migrationshintergrund richtet. Neben dieser Bürgerarbeit, für die sie einen bescheidenen Lohn erhält, ist sie ehrenamtlich im Sportverein ihrer Kinder engagiert und übernimmt eine Vielzahl von Aufgaben in der Schule und im Kindergarten, wie beispielsweise die Tätigkeit als Elternvertreterin, Vertreterin in Fachkonferenzen und dergleichen. Sie organisiert einmal in der Woche ein Frauenfrühstück, das sich insbesondere an Frauen mit Migrationshintergrund richtet und sie organisiert im Projekt „Integration durch Bildung“ die Deutsch-Nachhilfe. Jederzeit ist sie als tüchtige Helferin ansprechbar und hilft Menschen in ihrem Stadtviertel bei alltäglichen Problemen wie beispielsweise dem Einkaufen in deutschen Läden. Darüber hinaus ist Ayse Massoud auf diversen öffentlichen Veranstaltungen der Stadt als Teilnehmerin anwesend, sucht den Kontakt zu PolitikerInnen und scheut auch nicht die Diskussion mit ReferentInnen.

3.1 KURZBIOGRAPHIE

Ayse Massoud wird 1975 als viertes von insgesamt fünf Kindern einer türkischen „Gastarbeiterfamilie“ geboren. Als Erste ihrer Geschwister wächst sie von Anfang an in Deutschland auf. Ihr Vater ist in einer Fabrik als Arbeiter beschäftigt, während ihre Mutter sich um Ayse Massoud und insbesondere ihre vier Jahre jüngere behinderte Schwester kümmert. Die älteren Brüder wachsen lange Zeit in der Türkei auf und kommen erst als Jugendliche nach Deutschland. Ayse Massoud besucht als Erste ihrer Familie die Realschule und beginnt im Anschluss daran eine Lehre als Bürogehilfin.

Nach dem Abschluss ihrer Lehre findet sie eine Arbeitsstelle als Bürogehilfin. Bald darauf lernt sie ihren späteren Mann Yussuf kennen, der als Asylbewerber aus Syrien nach Deutschland gekommen war. Auch diese Beziehung muss lange Zeit verheimlicht werden, da Yussuf als „Araber“ von Frau Massouds Familie nicht akzeptiert wird. Nach der Hochzeit wird jeglicher Kontakt von ihren Brüdern abgebrochen und kann erst drei Jahre später mühsam wieder aufgebaut werden.

Mitte der neunziger Jahre wird die erste gemeinsame Tochter geboren. Ayse Massoud arbeitet dennoch weiter im Büro, insbesondere weil Yussuf keiner Erwerbsarbeit nachgehen kann. Auch nach der Geburt der zweiten Tochter nimmt Frau Massoud im Anschluss an ihren Erziehungsurlaub die Arbeit wieder auf. Ende der neunziger Jahre, kurz nach dem Tod ihrer Schwiegereltern, entscheidet sich Ayse Massoud, von nun an das Kopftuch zu tragen. Sie scheidet schließlich aus ihrem Beruf aus und kümmert sich ausschließlich um ihre Familie. Im Jahr darauf zieht sie mit ihrer Familie in das Stadtviertel, in dem sie heute lebt. Noch im selben Jahr wird auch ihr erster Sohn geboren. Es folgen in den nächsten sieben Jahren zwei weitere Söhne. Seit 2009, rund zwei Jahre nach der Geburt ihres letztes Kindes, beginnt sie schrittweise, die unterschiedlichen oben aufgezählten Tätigkeiten zu übernehmen.

3.2 MOTIVLAGEN DES ENGAGEMENTS

Auf ihr Engagement angesprochen, fällt bei Ayse Massoud zuvorderst ein dialektischer Umgang mit ihrer Rolle im Viertel auf. Einerseits ist sie äu-

„Berst stolz auf das was sie tut, insbesondere mit Blick auf ihre Kinder ist ihr ausgesprochen wichtig, als engagierte, aktive Frau aufzufallen:

„Für meine Kinder, weil die (2) protzen dann mit ihrer Mutter, meine Mutter hat das gemacht, was hat deine Mutter gemacht? Oder meine Mutter ist das, was ist deine Mutter? Also das ist für die Kinder was Schönes.“

Auf der anderen Seite ist es ihr offenkundig unangenehm, sich zu stark in den Vordergrund zu spielen:

„Also das sind so viele Sachen und ich hab immer das Gefühl, wenn ich das alles sage, vielleicht denken dann die anderen, ey guck mal, die schiebt sich jetzt aber vorne hin, ne, so stellt sich da vorne hin, aber ist halt das was ich mache“.

Bereits in dieser scheinbar widersprüchlichen Einschätzung des eigenen Engagements zeigt sich, was in der gesamten folgenden Darstellung immer wieder auftauchen wird: Das ständige Schwanken zwischen verschiedenen Standpunkten, das gleichzeitige Leben und Erleben von Ambivalenzen und Widersprüchen, die unabgeschlossene Abwägung zwischen diversen Vor- und Nachteilen aller möglichen Dinge, schlicht: die Schwierigkeit, endgültige Urteile auszusprechen. Auch wenn dies zunächst möglicherweise als Schwäche und Defizit angesehen werden kann, so werden sich doch im weiteren Verlauf nicht nur die tiefer liegenden Gründe für dieses Verhalten zeigen, sondern überdies wird deutlich werden, dass gerade die Offenheit und das Dazwischen-Stehen eine bedeutende Ressource im Engagement von Frau Massoud darstellt. Ihre entscheidende Stärke ist eben grade ihre Kenntnis von beiden Seiten, ohne sich zu einer der beiden eindeutig bekennen zu wollen oder zu können.

a. Engagement als Anerkennung

Eine der wichtigsten Motivationen für ihr Engagement im Viertel zieht Ayse Massoud aus dem Drang, endlich Anerkennung zu erfahren, und zwar nicht nur von einer allgemeinen Öffentlichkeit im Viertel, sondern auch speziell von zwei unterschiedlichen Gruppen: Den Deutschen auf der einen, den MigrantInnen auf der anderen Seite. So erzählt sie beispielsweise tri-

umphierend von einem Erlebnis mit ihrer Nachbarin, von der sie lange schlichtweg ignoriert wurde:

„Oder hier zum Beispiel hab ich auch erzählt, da ist ja ne Nachbarin, ne, die mich ja nie begrüßt hat, ne deutsche Nachbarin, und seitdem ich aber da drüben [im Bürgertreff] arbeite und sie dann auch so an Veranstaltungen teilnimmt, seitdem grüßt sie mich, vorher war ich so unscheinbar, vielleicht hat sie mich vorher auch nicht gemocht, keine Ahnung, jetzt muss sie mich mögen, ha!“

An dieser Stelle zeigen sich mehrere Mechanismen, die für die Erzählung von Frau Massoud charakteristisch sind. Zunächst fällt auf, dass sie die Ethnizität der Nachbarin bzw. deren Zugehörigkeit zu den „Deutschen“ des Viertels besonders betont. Ihre Erzählweise legt nahe, dass für sie das Deutsch-Sein der Nachbarin der eigentliche Grund für die Missachtung war, mit der sie gestraft wurde. Dies deckt sich mit der Erzählweise aus der autonom strukturierten Haupterzählung, in der sie in einer auffallenden Häufigkeit von Situationen berichtet, in denen sie als Türkin Opfer von Diskriminierungen wird. Gleichzeitig lässt sie in diesem Zitat, ähnlich wie in anderen Schilderungen von Diskriminierungen, die Möglichkeit offen, etwas missverstanden zu haben: Die eigene Unscheinbarkeit wird als potentieller Grund für das Übersehen genannt, ebenso wie betont wird, „keine Ahnung“ zu haben, welche Gründe verantwortlich für das Handeln der Nachbarin waren.

Umgang mit Diskriminierung

Auch ein anderes Beispiel zeigt den typischen Umgang mit den häufig erwähnten Diskriminierungen. Sie schildert eine Begegnung mit ihrer Vorgesetzten während ihrer Ausbildung im Büro: *„Hat mich Frau S. zu sich gerufen und hat gesagt, wir hätten ja nicht gedacht, dass Sie so gut Deutsch können. Was hat sie jetzt gemeint?“* Sehr häufig stellt Ayse Massoud rhetorische Fragen, lässt die Intention der anderen Person betont unklar. Selbst in anderen Fällen, in denen offensichtlich zu sein scheint, dass es sich um teils rassistische Diskriminierungen handelt, fällt ihr eine eindeutige Bewertung schwer, wie der folgende Ausschnitt zeigt:

„Ich komme Richtung nachhause, boah hab ich gesagt ist das ne Hitze, was sagte dann ein älterer Herr der neben mir steht, der auch hier nebenan wohnt, ein Deut-

scher, hatte gesagt warum, aber Ihre Gene müssen doch solche Wärme abkönnen, ne? Ich wusste gar nicht dass das genetisch bedingt ist, dass ich halt, weil ich jetzt Türkin bin, vierzig Grad Plus abkann, seltsamerweise kann ich's nicht [...] Da hab ich gesagt: Hä? Wie genetisch, ist mir nicht ganz eingefallen was er damit meint, erst hinterher, da war ich sauer, aber das war hinterher da dachte ich, komm irgendwann kriegst du es zurück, aber bis heute hat er's noch nicht zurück gekriegt, aber irgendwann kriegt er's wieder (lacht).“

Auch in dieser Situation wird der Angriff zunächst angeblich nicht als solcher erkannt, stattdessen überwiegt wieder die Unsicherheit, was der Nachbar (der übrigens wieder explizit als „Deutscher“ bezeichnet wird) mit seiner Aussage gemeint habe. Wieder reagiert Frau Massoud mit Fragen und Unverständnis auf die Diskriminierung. Warum aber tut sie das?

Zunächst ließe sich antworten, dass Ayse Massoud mit den Fragen, die häufig rhetorisch zu sein scheinen, die Zuhörerinnen, die beide ebenfalls Deutsche waren, zum Nachdenken bringen will. Sie will keine Urteile vorgeben, sondern setzt darauf, dass das Publikum in den geschilderten Erzählungen selbst darauf kommt, wie sie einzuordnen sind. Gleichzeitig könnte die Erzählweise auch mit einem anderen Phänomen zusammenhängen: Indem Frau Massoud die Diskriminierung nicht explizit als solche benennt, vermeidet sie auch, sich eindeutig als Opfer darstellen zu müssen. Sie bleibt handelndes Subjekt, das lediglich nicht sofort verstanden hat, worum es geht, dann aber zumindest im Nachhinein bereit ist, gegen den Angriff vorzugehen („irgendwann kriegt er's wieder“). Dies deckt sich auch mit anderen Selbstbeschreibungen, in denen Ayse Massoud sich stets als stark, vorlaut, frech oder laut darstellt. Dass sie in bestimmten Situationen eventuell nicht so souverän reagieren konnte, wie sie es eigentlich selbst von sich erwarten würde, beispielsweise wenn sie Konflikten aus dem Weg geht, kompensiert sie, indem sie offen lässt, wie es gemeint war und ankündigt, sich irgendwann in der Zukunft revanchieren zu wollen. Verbunden mit dieser Erklärung ist auch der Umstand, dass die geschilderten Situationen durch die Vermeidung einer endgültigen Bewertung an Schärfe verlieren und harmloser wirken, als sie wahrscheinlich empfunden wurden. Das unterstreicht noch das Lachen am Ende des Abschnitts, das von Frau Massoud ebenfalls häufig bei der Schilderung brisanter Situationen genutzt wird, um die Schwere und Härte des Erzählten wieder zu relativieren.

Prekäre Stellung in der migrantischen Gemeinschaft

Ihr Engagement ist nun ein Weg, sowohl von den Deutschen des Viertels als auch von der migrantischen Community anerkannt und akzeptiert zu werden. Denn so wie sie als offensichtliche Muslimin, Frau eines Asylbewerbers und Mutter von fünf Kindern ständig mit Vorurteilen der Deutschen kämpfen muss, ist auch ihre Stellung in der Community der MigrantInnen (in der Sprache von Frau D. stets als „Ausländer“ bezeichnet. Sie selbst fasst sich auch als Teil der AusländerInnen, obwohl sie ihr gesamtes Leben in Deutschland verbracht hat) zu jeder Zeit prekär. Durch ihre Beziehung zu einem Syrer, einem „Araber“, wird sie von der türkischen Gemeinschaft im Viertel, einschließlich ihrer eigenen Familie, mit besonderer Aufmerksamkeit und Misstrauen beobachtet. Gleichzeitig wird sie aber auch in der arabischen Community nicht vollständig anerkannt. Der enorme Druck, unter dem sie in dieser Beziehung steht, zeigt sich beispielsweise in folgender Erzählung:

„Und ich sag ma, wenn meine Kinder was machen, bestimmt wird's dann heißen, Ayses Kinder, nicht Yussufs Kinder oder die Kinder der Türkin nicht die die Kinder des Syrer. Also die Syrer werden sagen die Kinder der Türkin. Die Türken werden sagen, guck Araber. Also beide Seiten.“

Diese prekäre Stellung nimmt sie insbesondere seit ihrer Hochzeit mit Yussuf ein:

„Dass mein Mann Syrer ist, das wissen Sie ja, das ist ja auch ein besonderer Status hier, wir sind keine äh, was, nichts reines, gemischte Ehe, Multikulti, er ist Syrer, ich bin Türkin, das kommt auch nicht oft vor, obwohl das mittlerweile wird's mehr, aber damals bei unserem (2) Zeitpunkt war'n wir wirklich, da ham Leute mit dem Finger gezeigt, (flüstert:) guck mal das ist ne Türkin, (lauter) oder (flüstert:) guck mal das ist nen Syrer. Also es war nicht normal. Hätte ich nen Deutschen geheiratet wäre das bestimmt normaler gewesen wie dass ich nen Araber heirate, ne. Ja so (2).“

Aus diesem Grund kann sie sich auch in der Gruppe der anderen MigrantInnen im Stadtviertel nicht darauf verlassen, uneingeschränkten Rückhalt zu genießen. Andererseits zieht sich auch die Außenseiterposition innerhalb der türkischen Community letztlich wie ein roter Faden durch Frau Massouds Biographie: Schon in ihrer Jugend war sie mit der mangelnden

Anerkennung anderer TürkInnen konfrontiert. Weil sie als erstes Kind in der eigenen Familie und als eine von insgesamt wenigen „Ausländern“ nicht auf die Haupt-, sondern auf die Realschule geht, findet sie sich immer wieder in der Rolle der ausgeschlossenen Einzelgängerin wieder:

„Wir waren Streber, mit uns wollten die anderen Türken nix zu tun haben. So mit mir. Ich war immer auf dieser Straßenseite. Also die Hauptschule war auf der einen Straßenseite, die Realschule auf dieser. Und da war ich die einzige Türkin, die da stand. Und das war nicht schön. Ich wollte auch auf der anderen Seite stehen. Aber die waren halt anders. Da haste(1) obwohl meine Brüder auf der Seite waren. Aber die wollten nix mit mir zu tun haben, ich war halt Streber.“

Die konkreten Tätigkeiten im Stadtteilzentrum, als „Viertelmutter“ oder früher im „Tandem“-Projekt sind daher ein verlässliches Mittel, sich auch den Respekt und die Anerkennung der migrantischen Gruppen zu sichern. Gleichzeitig liegt genau hier auch der Grund für die teilweise zögerliche Darstellung der eigenen Leistungen: Denn eine zu starke Betonung ihres Engagements würde diese Stellung wieder gefährden, würde eher Neid und Ablehnung als die lang ersehnte Anerkennung bedeuten.

b. Engagement als Leistung

Insbesondere die sehr guten Sprachkenntnisse von Ayse Massoud sorgen dafür, dass sie von den anderen Frauen Bewunderung und Bestätigung bekommt. Ihre Fähigkeit, perfektes Deutsch zu sprechen, ist eine weitere entscheidende Ressource, die Frau Massoud für ihr Engagement mobilisieren kann. Sie gibt ihr die Selbstsicherheit, die sie braucht, um immer wieder zwischen verschiedenen Gruppen des Viertels vermitteln zu können. Aus diesem Grund ist Leistung für Ayse Massoud eines der, wenn nicht sogar das entscheidende Thema. Sie ist enorm stolz auf ihre eigene Leistungsgeschichte, betont häufig ihre schulischen Erfolge, ihre abgeschlossene Ausbildung, ihre beruflichen Erfahrungen.

„Ich war die Intelligente in der Familie. Also diese vorzeigbare Tochter, weißte. Also Realschule das war was Besonderes, zu meiner Zeit war’s was Besonderes, ne. (I: ja, klar) Also diese Tochter mit der du angeben kannst ne, also ich hab, war der Intelligenzbolzen.“

Bei Erzählungen über ihre Schulzeit betont sie immer wieder, dass sie gut in der Schule war, insbesondere wohl, um ihre eigenen Kinder immer wieder zu Höchstleistungen anzutreiben. Dabei hat sie für die eigenen Kinder sehr ambitionierte Vorstellungen, was immer wieder vorscheint:

„Zum Beispiel jetzt bei meiner Tochter, sie wird auch eine Gute sein, sie ist jetzt in der elften Klasse, ich hoffe sie schafft, also sie hat sich zum Ziel gesetzt ihr Abitur mit 2,3 zu schaffen. Ich sag 2,0, sagt sie Mama träum nicht, sie hat 2,3, ich würd mich so freuen wenn das wirklich klappt, bei ihrem Zeugnis, also Durchschnitt ist halt 2,2, ich würd mich so freuen, aber ich würd mich auch über ne 2,5 freuen, scheiß drauf, also zu den besten wird sie nicht gehören, leider, also ne 1,0 das wär so geil gewesen, aber trotzdem“.

Dabei treibt sie eine ständige Sorge vor einer geradezu als feindlich wahrgenommenen Arbeitsumwelt um:

„Bei diesem Arbeitsmarkt heutzutage musst du super gut sein, nur gut reicht gar nicht mehr, du musst echt super gut sein damit du was bekommst. Und wenn du dann auch noch Ausländer bist, Emna Ayshe Fatma Mehmet Hassan Hussein heißt, das ist ja noch mal was dich nach hinten schmeißt, ne.“

Dass man es als ausländische Frau im deutschen Arbeitsmarkt sehr schwer hat, weiß Ayse Massoud nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern sie sieht auch die Schwierigkeiten ihrer zweiten Tochter, einen Ausbildungsplatz zu finden:

„Denn meine Tochter hat schon, keine Ahnung, 120, 140 Bewerbungen [...] Das ist auch schade. Also, dass die Leute... Ich sag mal, Kinder von höheren Leuten, die kriegen schon eher was, wie jetzt zum Beispiel null-acht-fünfzehn-Kind von null-acht-fünfzehn-Eltern.“

Genau wie sie selbst ist auch ihre Tochter von verschiedenen Dimensionen der Benachteiligung betroffen: Sie ist weiblich, hat einen Migrationshintergrund und stammt aus einer sozial schwachen Familie.

Die Antwort auf diese Herausforderung ist für Ayse Massoud daher, mit herausragend guten Leistungen aufzufallen. Sie ist sich der systemischen Benachteiligung von ihr und ihren Kindern zwar durchaus bewusst,

hält es aber offenbar für aussichtslos, auf einer allgemeineren Ebene dagegen anzugehen. Vielmehr sieht sie sich selbst in der Verantwortung: Auch in einer feindlichen Umwelt kann man sich durchsetzen, wenn man nur bereit ist, immer alles zu geben.

Ein engagiertes Vorbild sein

Mit ihrem Engagement, ihrem Eifer und ihrer Leidenschaft, genau wie mit ihrem Leistungsdenken, ihrer Intelligenz und ihrem Sprachvermögen versucht Ayse Massoud daher, in allen möglichen Beziehungen ein gutes Vorbild zu sein. Sie liebt es, eine gefragte Person im Viertel zu sein, auf die man sich verlassen kann, an die man sich mit allen möglichen Problemen und Bitten wenden kann, die jederzeit mit Rat und Tat zur Seite steht. Sie liebt es außerdem, Leuten helfen zu können, ist beispielsweise unglaublich stolz darauf, wenn ältere Kinder auf sie zukommen und sich dafür bedanken, dass sie ihnen früher Deutsch beigebracht oder bei den Hausaufgaben geholfen hat.

Ihre Hilfeleistungen richten sich insbesondere an Frauen, mit denen sie sich gut identifizieren kann, sie hilft einer Gruppe, deren Befindlichkeiten und Bedürfnisse sie gut kennt und die in Teilen auch ihren eigenen entsprechen. Gleichzeitig ist ihr Engagement aber auch ein Feld, in dem sie sich von den anderen absetzen kann, wo sie ihre Kenntnisse und Fähigkeiten ausspielen kann, wo sie unbestritten die Erste und Beste ist. Das zeigt sich beispielsweise in einer Erzählung über die Arbeit im Bürgertreff:

„Ich sag mal, ich würd mich freuen, wenn ich ein Witz mache und die verstehen das, dann hab ich mein Ziel erreicht, das ist, das hab ich mir als Ziel gesetzt, dass nicht nur ich lache, sondern dass der Rest auch lacht, aber so weit sind sie noch nicht, das kommt noch [...] der Rest, die verstehen das noch nicht, aber, kann ich verstehen, ich mein so gut ist das Deutsch dann doch noch nicht.“

Auch an anderen Beispielen zeigt sich dieser Drang, immer noch ein bisschen engagierter sein zu wollen als die anderen.

„Ja das ist schön, zum Beispiel, ich zeig euch mal was ich gekriegt hab, ich muss ja jetzt angeben, ne (lacht). Tädää, gucke mal, die erste Einladung seit zehntausend Jahren, nur für mich. Ich hab noch nie ne Einladung von dieser Schule bekommen [...], ich war zwar auch immer Elternvertreter, aber jetzt bin ich ja Schulvorstand,

tatamm gab's ne Einladung, da bin ich [zum Schulleiter] hingegangen und hab gesagt, was ist denn das, das ist das erste mal dass ich sowas bekomme, hat er gesagt, Frau Massoud, sie sind uns doch ganz besonders viel wert, irgendwie so ein Spruch, keine Ahnung, ne. Aber fand ich toll. Da war Elternsprechtag letzte Woche, da hab ich einen anderen Elternvertreter gesehen, aus einer anderen Klasse, hab ich gesagt, ey Ali, hast du auch ne Einladung gekriegt, hat er gesagt, hä, wofür, hat er gesagt, hab ich nicht, hast du? Jaha, wieso hast du das, hab ich gesagt, du weißt doch, ich bin euer Vorstand (lacht).“

Einerseits möchte Frau Massoud mit dieser Geschichte offensichtlich die beiden Interviewerinnen beeindrucken, ihnen noch einmal deutlich machen, dass sie für ihr Engagement mittlerweile besonders hohe Wertschätzung, auch von offizieller Seite, bekommt. Auf der anderen Seite nutzt sie diese Wertschätzung auch, um sich von anderen engagierten Personen absetzen zu können. Hier präsentiert sie einem anderen Elternvertreter triumphierend die Einladung und stellt sich, wenn auch scherzhaft-ironisch, auf eine höhere hierarchische Stufe: „Du weißt doch, ich bin euer Vorstand.“

Die Erste und Beste sein

Auch dieses Verhaltensmuster zieht sich durch die gesamte Erzählung, immer wieder ist es Ayse Massoud sehr wichtig, sich als Vorreiterin zu präsentieren, als eine Person, die vorangeht und anderen damit Freiräume schafft. Das zeigt sich beispielsweise auch an ihrer Erzählung über die Klassenfahrt in der Grundschule, an der sie teilnehmen durfte und auf die sie mehrmals während der Interviews zu sprechen kam. Auf Drängen ihrer damaligen Klassenlehrerin hin erlaubte ihr Vater ihr schließlich, mitzufahren, obwohl dies erhebliche Konsequenzen für die gesamte türkische Gemeinschaft im Dorf hatte:

„Ich war die erste Türkin die ja gesagt hat, dann kam der andere Vater, hat gesagt ja okay wenn die Ayse fährt dann lassen wir unsere Tochter, die durfte dann auch fahren (2). Dann hieß es aber wenn was passiert, dann zu meinem Vater, wenn was passiert dann bist du schuld. Weil du deine Tochter geschickt hast, müssen wir jetzt unsere auch mitschicken, ne?“

An weiteren Stellen betont sie beispielsweise, als Erste Fahrrad fahren gelernt zu haben, als Erste den Führerschein gemacht zu haben und als Erste

eine Ausbildung im Büro abgeschlossen zu haben: *„Und danach die Ausbildung. Dann, das war der Renner! Ich. Einzige Türkin. Inner Fabrik. Im Büro.“*

Schwierigkeiten loszulassen

Der Versuch Ayse Massouds, durch ihr Engagement in besonders positiver Weise aufzufallen, ist gleichzeitig auch ein Grund dafür, sich nur schwer zurücknehmen zu können, einmal übernommene Aufgaben und Verantwortung nur zögerlich wieder abgeben zu wollen. Das zeigt sich in der Erzählung über ein Projekt, in dem sie eigentlich schon länger nicht mehr mitarbeitet. Zunächst kritisiert sie, dass nach ihrem Ausscheiden die Zahl der Teilnehmerinnen Schritt für Schritt geringer geworden ist. Implizit steckt dabei auch ein Vorwurf gegen ihre Nachfolgerinnen in der Kritik. Sie selbst versucht daher weiterhin, andere Frauen für die Teilnahme zu begeistern:

„Jaja, aber ich geh da ja nur freiwillig, also ich geh da nicht als Arbeitszeit hin, sondern ich geh dann so als Aufputscher, weißt du wie bei Liveshows da ist doch immer einer der sagt, Applaus, oder setzen, also mehr so.“

Diese Aufgabe übernimmt sie auch, obwohl die jetzige Leiterin des Projekts eigentlich nicht möchte, dass sie sich weiterhin in die Abläufe einmischt:

„Wir hatten gestern auch so Infoveranstaltung für Tandem und da hat die eine gesagt, Ayse komm auch, hab ich gesagt, du ich bin nicht mehr Tandem, die sehen das nicht so gerne, wenn ich dann bei jedem Mist dabei bin, in Anführungsstrichen, ne, ach was, ich komm trotzdem.“

Auffällig an dieser Erzählung ist allein schon, wie die Pronomen „wir“ und „die“ verwendet werden. Zunächst zählt sich Frau Massoud selbstverständlich mit in die Projektgruppe, bevor ihr dann auffällt, dass sie ja eigentlich gar nicht mehr dabei ist und „die“ es auch gar nicht gerne sehen, wenn sie sich dennoch einschaltet. Ein kurzes Zögern wird aber sofort rigoros weggeschickt: *„Ach was, ich komm trotzdem“*. Darüber hinaus wird hier deutlich, dass sie es stark genießt, von anderen Frauen gefragt zu werden. Vermutlich fühlt sie sich hier einerseits geschmeichelt, trotz ihres Ausscheidens aus dem Projekt von außen immer noch als wichtige Person angesehen

zu werden, andererseits wäre es in ihren Augen auch inkonsequent und unglaubwürdig, wenn sie sich aus allen Fragen und Problemen heraushalten würde, nur weil sie offiziell nicht mehr in dem Projekt beschäftigt ist.

c. Engagement als Kampf gegen Klischees

Insgesamt möchte Ayse Massoud mit ihrem Engagement gegen gängige Klischees angehen, insbesondere mit Blick auf die deutsche Mehrheitsgesellschaft, aber wieder auch innerhalb der eigenen muslimischen Gemeinschaft. Ob auf politischen Veranstaltungen oder im Fußballverein ihrer Söhne: Überall genießt Frau Massoud es, als Person aufzutreten, die sich gängigen Vorstellungen über Muslime im Allgemeinen und muslimischen Frauen im Besonderen widersetzt. Sie stellt sich als selbstbewusst und laut, teilweise auch als vorlaut dar, sie hat nicht nur eine prononcierte eigene Meinung, sondern ist überdies in der Lage, sie auch öffentlich zu präsentieren und zu verteidigen.

Das Kopftuch taucht dabei immer wieder als Symbol ihrer neuen, selbstbewussten Identität auf:

„Ich war ja noch schwach, schüchtern damals, nicht so vorlaut wie jetzt, ich war eher zurückhaltend, ist wirklich so, erst mit dem Kopftuch bin ich so geworden, mit dem Kopftuch hab ich meine richtige Berufung gefunden (lacht). Ist so.“

Ihre erst im Alter von 23 Jahren getroffene Entscheidung, von nun an ein Kopftuch zu tragen, verdient daher eine genauere Analyse, taucht sie doch immer wieder im Zusammenhang mit ganz unterschiedlichen Fragen auf.

Funktionen des Kopftuchs

Auf die Entscheidung für das Kopftuch angesprochen, antwortet Ayse Massoud in beiden Interviews sehr ähnlich:

„Bloß halt 98 meine Schwiegereltern sind kurz hintereinander verstorben, erst mein-, meine Schwiegermutter, die ist (2) ich glaube Oktober 96 gestorben und genau nen Monat-, ein Jahr später ist mein Schwiegervater gestorben, ich wollte halt, ich hab immer gesagt irgendwann willst du Kopftuch tragen und so, Ayse, ja bist ja Moslem, musst ja dann auch mal kenntlich machen, aber hab ich immer gesagt, später später, bis dann halt die hintereinander so gestorben sind, da hab ich gesagt, Mensch Ayse,

irgendwann ist auch zu spät, man weiß ja nie wann (1) wann's vorbei ist, hab ich gesagt, Ayse jetzt musst du mal anfangen, ne, dieses Später ist glaub ich jetzt.“

Die Entscheidung für das Kopftuch wird also mit dem Tod der Schwiegereltern verbunden, zu denen Frau Massoud allerdings nie ein engeres Verhältnis hatte. Dennoch fällt ihr durch ihren plötzlichen Tod auch die eigene Vergänglichkeit stärker auf, sie wird sich der Endlichkeit des Lebens bewusst und möchte als deutlich erkennbare Muslimin leben bzw. sterben. Vordergründig wirkt das Kopftuch daher wie ein eindeutiges Bekenntnis zu ihrer muslimischen Identität: Lange Zeit zwischen verschiedenen Identitäten und Ansprüchen hin- und hergerissen, ist das Kopftuch eine endgültige Entscheidung für eine Existenz als gläubiger, religiöser Mensch. Eine solche Lesart könnte auch die mit dem Kopftuch verbundene Stärke und die Selbstsicherheit erklären, auf die Frau Massoud immer wieder im Zusammenhang mit diesem Thema zu sprechen kommt.

Allerdings ist auch dieses Thema, wie so oft in Ayse Massouds Biographie, nicht so eindeutig wie es zunächst scheint. Das Kopftuch übernimmt noch mehr Funktionen als bloß die Selbstzuordnung zur muslimischen Gemeinschaft. Auffallend ist beispielsweise, dass Frau Massoud im Zusammenhang mit dem Kopftuch nicht nur das neue eigene Selbstbewusstsein thematisiert, sondern auch immer wieder auf Diskriminierungen zu sprechen kommt, die teilweise exklusiv mit dem Kopftuch verbunden werden. Auf frühere eigene Erlebnisse mit Klischees angesprochen antwortet sie:

„Also, muss ich sagen, als ich kein Kopftuch getragen hab, ist mir das gar nicht aufgefallen [...] Auf der Realschule, da war sowas nicht. Ist mir nicht, nö. (2) (I: Ja). Erst später, als das Kopftuch kam.“

An einer anderen Stelle argumentiert sie ähnlich:

„Naja, bevor ich Kopftuch getragen habe dachte ich immer wir sind alle gleich, sie sind genauso wie ich, ich bin genauso wie sie, bis ich nen Kopftuch getragen hab, da hab ich gemerkt, nee, wir sind doch nicht alle gleich, es gibt doch nen Unterschied.“

Diese Aussagen stehen allerdings im krassen Widerspruch zu diversen anderen Erzählungen, in denen Ayse Massoud explizit von Vorurteilen, Klischees und Diskriminierungen berichtet, die eindeutig in der Zeit vor dem

Kopftuch geschehen sind. In der Schule und in der Ausbildung ist sie immer wieder mit Personen konfrontiert, die sie aufgrund ihres Migrationshintergrundes angreifen. Dass sie im Nachhinein diese Erlebnisse verdrängt und alles in eine spätere Lebensphase verschiebt, beleuchtet eine weitere Facette ihres Kopftuchs. Es wird gewissermaßen zum „Blitzableiter“ für erlebte Diskriminierungen. Die erlittenen Angriffe treffen nicht mehr sie als Person, sondern lediglich ihr Kopftuch, das ihr so auf eine paradoxe Weise Schutz liefert: Denn obwohl sie angibt, immer nur wegen des Kopftuchs benachteiligt zu werden, verhindert es gleichzeitig auch, sich persönlich angegriffen zu fühlen.

Auf diese Weise gelingt es Frau Massoud auch, bestimmte Dinge mit dem Kopftuch zu erklären, die eventuell auch anders begründet sein könnten. Ihr Ausscheiden aus dem Erwerbsleben wird beispielsweise ausschließlich mit der Entscheidung für das Kopftuch verbunden:

„Dann ham sie gesagt also einen Halbtagsjob würde es nicht geben, ich wette mit ihnen, wenn ich dabei ohne Kopftuch dagewesen wäre dann wär bestimmt was möglich gewesen (3).“

Dass möglicherweise in der Tat eine Reduzierung der Arbeitszeit zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen sein könnte, wird gar nicht in Erwägung gezogen, ebenso wenig wie der Umstand, dass Frau Massoud selbst auch nach der Geburt der zweiten Tochter sehr darunter litt, weiter arbeiten zu müssen, ein Ausscheiden aus dem Beruf eventuell gar nicht ungelegen kam. Durch den Verweis auf das Kopftuch schiebt sie allerdings jegliche Verantwortung von sich. In ähnlicher Weise argumentiert sie auch gegen eine Rückkehr in den erlernten Beruf:

„Und das ist halt, ja damit du wieder in den Arbeitsmarkt reinkommst, aber ich hab immer gesagt zu meinem Sachbearbeiter, ich hab ja Büro gelernt, Kopftuch, haben sie schon mal jemanden gesehen mit Kopftuch im Büro, nö, na sehen Sie.“

An einer anderen Stelle erläutert sie:

„Aber wie gesagt, mit nem Kopftuch verbaust du dir hier echt ne ganze Menge (2) Chancen, was arbeiten angeht (1).“

Das Kopftuch entbindet Ayse Massoud von dem doppelten Druck, sich wieder in den regulären Arbeitsmarkt einzufinden und dies mit den persönlichen Erwartungen von sich als Mutter kombinieren zu müssen, ohne dass sie eine eigene Verantwortung daran zugeben muss.

Das Kopftuch hilft also, bestimmte Rückschläge als unabänderlich hinzunehmen, nicht hinterfragen zu müssen, ob man selbst eventuell doch in der Lage wäre, etwas anders zu machen. Gleichzeitig ermöglicht es Frau Massoud auch, in besonderer Weise aufzufallen. Sie berichtet beispielsweise stolz:

„Das Beste ist immer, wenn die sagen, **du kannst ja Deutsch**. Das ist immer noch so, da in der Arbeit kommen Kinder, dann sagen sie, boah sacht die eine, du kannst ja Deutsch. Sag ich stell dir vor (klatscht in die Hände) wo wohnen wir denn, wohnen wir nicht in Deutschland, ne. Ohhh, also das sind die Kinder nicht gewohnt, also ich weiß nicht, ob die nur Frauen mit Kopftuch kennen, die kein Deutsch kennen äh können.“

Das Kopftuch gibt Ayse Massoud die Chance, andere Leute zu überraschen, das gängige Klischee über muslimische Frauen mit Kopftuch in besonders eindrücklicher Weise zu brechen.

Obwohl Frau Massoud zu jeder Zeit versucht, gegen Vorurteile und Klischees vorzugehen, gelingt es ihr doch nicht, sich selbst aus ähnlichen Denkmustern zu lösen. Dies schildert sie sehr offen:

„Aber das ist halt, jeder hat so Vorurteile im Kopf, dass man sagt also, wenn du so aussiehst dann kannst du das, siehste so aus kannst nicht. Zum Beispiel kommen da manchmal Frauen, voll aufgetakelt, immer der letzte Schrei was die anhaben, und dann können die kein Deutsch. Das versteh ich heute nicht, da denkste auch immer das muss doch passen, (2) also so modern. Und dann kommt eine im Mantel mit Kopftuch und dann redet die ein Deutsch, da denkste auch boah (2) da hätte man wiederum erwartet, dass sie mit nem kaputten Deutsch kommt, ne. Aber es ist halt, es ist wirklich so, jeder hat so seine Vorurteile in dem Kopf.“

Die auch im weiteren Verlauf des Interviews immer wieder auftauchende Formulierung „jeder hat so seine Vorurteile im Kopf“ signalisiert, dass sie auch bei sich selbst feststellt, bestimmten Klischees zu folgen, gleichzeitig wirken diese Vorurteile dadurch aber auch statisch und unveränderlich.

Dies ähnelt dem oben beschriebenen Umgang mit Diskriminierungen: Auch hier erwartet sie nicht, etwas gegen die Vorurteile in den Köpfen generell tun zu können. Hier wie oben ist die einzige Möglichkeit, mit gutem Beispiel voranzugehen, andere Leute immer wieder zu überraschen und so durch das eigene Handeln in konkreten Fällen ein Umdenken anzustoßen.

d. Engagement als Gemeinsinn

Immer wieder scheint auch ein weiteres Motiv für das Engagement bei Ayse Massoud durch: Eine Form von Gemeinschaftsgefühl, dem sie sich verpflichtet fühlt und aus dem heraus sie aktiv wird. Aus diesem Grund hilft sie insbesondere einem Klientel, dem sie sich selbst zugehörig fühlt. Muslimische Frauen mit Migrationshintergrund bzw. deren Kinder sind die Hauptprofiteure ihrer Aktivität, wie weiter oben schon angedeutet wurde. Sie hilft einer Gruppe, die ihr nahe steht, und das nicht nur auf einer allgemeineren Ebene, sondern ebenso in ganz alltäglichen Momenten. Angesprochen auf Situationen, in denen sie anderen geholfen hat, beschreibt Frau Massoud vielfältige Beispiele für sehr niedrig-schwellige Hilfeleistungen:

„Wir waren beim Arzt, da war auch ne ältere äh Frau und die hat das nicht verstanden, sie hat sich aber auch nicht getraut zu fragen, ich war im Wartezimmer und krieg das mit, das war offen und dann bin ich hingegangen, hab ich gesagt, was ist denn, soll ich dir helfen, ich meine ich seh doch dass die Frau kein Deutsch kann. [...]Nee, aber hier bei uns, also früher wenn sie zum Jobcenter mussten, also dass ich dann mitgeh, das mach ich jetzt von der Arbeit, ich geh dann zum Rathaus mit wenn da was ist. Oder halt, ich bin ja Mutter, privat bin ich ja Mutter, wenn in der Schule was ist, dass ich dann mit den Eltern beim Elternabend, ich sitz in der Mitte, Onur, Fatma links, keine Ahnung rechts, und dann immer halt, weil ich sage, wenn ihr nicht versteht, ihr könnt mich fragen, ne.“

All diesen Situationen gemein ist, dass sie über ihre Sprachkompetenz anderen Frauen mit Migrationshintergrund helfen kann. Auffallend ist darüber hinaus, dass sie ehrenamtliches Engagement, Tätigkeiten im Rahmen ihrer Bürgerarbeit und alltägliche Hilfssituationen in einer Antwort zusammenfasst. Für sie scheint das Engagement kein separater Teil ihres Lebens zu

sein, vielmehr ist es nur eine weitere Facette ihrer ohnehin omnipräsenten Bereitschaft, anderen zu helfen.

Das Leben im Dorf

Dieses natürliche Bekenntnis, für andere einzustehen, ist wiederum eine biographisch erlernte Verhaltensweise. Häufig betont Ayse Massoud ihre Sozialisation in einem dörflichen Zusammenhang. Die Gemeinschaft auf dem Dorf wird dabei als Idealzustand gezeichnet, der von Gleichheit und Solidarität geprägt war:

„Bei uns im Dorf, war früher, das war so’n Arbeiterdorf sag ich mal (2) wir ham da gewohnt, was wollt ich jetzt sagen (2) das war auch schön, wir waren, war alles gemischt, Deutsche, aber wir waren nicht so wie hier, wir haben immer zusammen gegessen draußen, das ist ja nen Dorf, alles zusammen gemacht.“

Auch an anderen Stellen wird das Leben im Dorf glorifiziert:

„Nein aber früher, ich sag mal wir haben vielmehr zusammengehalten, auch die Nachbarn, ich mein wenn ich jetzt krank war dann sind sie zu dir gekommen und haben mir was zu essen gebracht, wenn sie krank sind, natürlich komme ich dann und bring was.“

Dagegen wird beim Zusammenleben im heutigen Stadtviertel primär die Trennung und Aufspaltung der Bewohnerschaft betont:

„Wenn man auf den Spielplatz geht, dann sehen Sie, das hört sich jetzt böse an, das ist nicht böse-, da sitzen die Kopftuchmuttis mit den Nicht-Kopftuchmuttis die aber trotzdem türkisch sind, da sitzen dann die Russen und dort sitzen dann naja die Deutschen, aber warum kann man sich nicht zusammen setzen? Man kann doch auch, also, die Kinder spielen doch auch zusammen.“

Gemeinschaft hat also einen sehr hohen Stellenwert in der Erzählung von Frau Massoud, füreinander einzustehen, sich gegenseitig zu helfen, dadurch letztlich auch die Unterschiede zu überwinden und zusammenzuwachsen, das alles sind Werte, die mit der frühen Kindheit auf dem Dorf verbunden werden und deren Fehlen heute beklagt wird. In einer idealen Gemeinschaft ist dagegen auch das Engagement eine natürliche Verhaltensweise, in die

man mehr oder weniger automatisch hineinwächst. Auch Ayse Massoud ist selbstverständlich schon als Kind für die anderen DorfbewohnerInnen aktiv:

„Und da gab's früher Bekleidungsgeld, da musste ich im Sommer einen Antrag stellen für Sommerbekleidung, das machste im März, das weiß ich heut noch und man musste im Oktober einen Antrag stellen für Winterbekleidung, oder wenn du schwanger warst musstest du nen Antrag für Schwangerschaft blabla, für das Kind, also ich hab immer richtig lange Anträge, und da gab es auch immer richtig viel Geld für die Leute. Oder ich hab mal ne Bewerbung geschrieben, der Mann hat dann auch nen Arbeitsplatz bekommen, dann ist die gekommen zu mir mit ner, was hat die mir gebracht, ne Schokolade, hat sie gesagt, den haben sie übernommen, ne, deine Bewerbung und so blabla. Also die Leute haben sich nicht mit Geld bedankt sondern so, das war echt toll. Ich meine, ich war Kind in Anführungsstrichen, ne. Aber ich weiß noch Bekleidung haben sie gesagt, Ayse schreib mal alles auf, ich hab wirklich angefangen von Socken bis hin, also meine Liste für die Leute war immer sehr lang, weil die streichen ja auch vieles immer weg, damit die viel zum wegstreichen haben und trotzdem noch was übrig bleibt.“

Auch in dieser Frühphase des Engagements fällt auf, dass Ayse Massoud mit ihrer Kernkompetenz, der Sprache, punkten kann. Sie hilft mit dem, was sie gut kann und lernt gleichzeitig, dass man dadurch etwas erfolgreich verändern und bewirken kann. Neben ihrer hervorragenden Sprachfähigkeit ist es dabei auch die Intelligenz im Umgang mit öffentlichen Ämtern, die ihr das Helfen ermöglicht. Auffallend ist außerdem die Betonung der für die Hilfe erfahrenen Anerkennung: Nicht mit Geld wird ihr das Engagement vergolten, sondern durch kleine Gesten der Wertschätzung, die als ausgesprochen positiv dargestellt werden.

e. Engagement als Mutter

Ein entscheidendes übergreifendes Muster in dem Engagement von Ayse Massoud ist ihr Mutter-Sein. Insbesondere nach dem Ausscheiden aus dem regulären Arbeitsmarkt ist es ihre Rolle als Mutter, in der sie weiterhin Leistung bringen kann, für die sie Anerkennung und Respekt bekommen möchte und die den Inhalt und die Form ihrer Aktivität prägt.

Ähnlich wie in ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement ist auch in Bezug auf ihre Mutterrolle zu beobachten, dass Frau Massoud stets darum bemüht ist, positiv aufzufallen, eine Art „Über-Mutter“ sein zu wollen. So schildert sie beispielsweise eine Anekdote, in der sie nach der Geburt ihres Sohnes wieder nachhause kommt:

„Zum Beispiel nach Murat, ich hatte ja einen Kaiserschnitt, bin dann nachhause gekommen da habe ich geguckt wie die Wohnung aussah. Buh, habe ich mir gesagt, Ayse, also gleich habe ich angefangen das Badezimmer zu wischen. Ich habe sehr lange gebraucht bis ich fertig war, es ging wirklich nur ein bisschen, dann wieder Pause.“

Auch die verordnete Ruhephase wegen Komplikationen während der Schwangerschaft mit ihrer zweiten Tochter fällt ihr ausgesprochen schwer:

„Da musste Yussuf alles machen, essen kaufen, saubermachen, bügeln. Ne, war- da habe ich gesagt, siehst du was ich alles mache, ne. Aber ich kam mir da richtig doof vor. Ich kann das nicht, sitzen oder liegen und die um mich herum machen dann was.“

Aus diesem Grund fällt es ihr auch nicht leicht, nach der Geburt ihrer ersten Kinder jeweils wieder in ihren Job zurückzukehren. Auch wenn es zu diesem Zeitpunkt kaum anders möglich ist, weil ihr Mann Yussuf keiner Arbeit nachgehen kann, widerstrebt ihr die Vorstellung, die Mutterrolle nicht so ausfüllen zu können, wie sie gerne möchte.

„Nach acht Wochen hab ich dann wieder angefangen zu arbeiten, da hab ich immer jede halbe Stunde zuhause angerufen, ne was macht das Kind, ne, was ist, hast du sie gefüttert, hast du das. Aber mein Mann und die Bahar, die fanden-, haben sich-, also (4) äh, der hat äh das richtig schön gemacht, also die verstehen sich immer noch, also immer wenn ich nachhause gekommen bin, die haben halt Mittagsschlaf zusammen gemacht und ich könnte das nicht, der hat sie immer hier auf seiner Brust schlafen lassen, ich hätte immer Angst dass sie runter fällt aber er hat gesagt ich merke das. Bloß die Leute, bei Türken, Arabern ist es nicht normal dass die Mutter arbeitet und der Vater passt auf, da hat eine Freundin gesagt, die blöde Kuh, sorry, na hat sie gesagt Yussuf, bist du jetzt die Mutter von Bahar (3). Da hab ich nur gesagt, ja komm, hast halt auch nicht drauf reagiert, aber na klar reden die Leute, weil das halt

nicht normal ist dass der Vater zuhause bleibt, aufs Kind aufpasst und die Mutter geht halt Geld verdienen, na klar wenn ich mehr verdiene als er.“

Die doppelte Anforderung von Arbeit und Familie belastet sie, dennoch fällt ihr spürbar schwer, Verantwortung für die Familie abzugeben, sie macht sich ständig Sorgen, dass ihr Mann einen Fehler machen könnte. Auch wenn sie einerseits stolz auf seine Leistung ist, scheint sie andererseits ein bisschen neidisch auf das gute Verhältnis zwischen dem Vater und der Tochter zu sein, was sich in der ungewöhnlich langen Pause und der deutlichen Kritik an dem gemeinsamen Mittagsschlaf äußert. Auch das Unverständnis, mit dem FreundInnen und Bekannte auf die ungewöhnliche Rollenverteilung in der Familie gucken, ist ihr unangenehm. Sie verteidigt zwar ihre „Vaterrolle“, wenig später im Interview wird allerdings völlig klar, dass sie im Grunde selbst eine traditionellere Familienführung bevorzugt:

„Aber ich denk mal das ist halt, wie gesagt, das hat jeder so, diese Vorurteile im Kopf, ich würde mir da auch komisch, ich würd das auch denken, obwohl wir das ja auch getan haben, ich würde denken, guck mal, die Frau geht arbeiten und der Alte bleibt zuhause, watt is datt denn? Aber bei uns war es genau so, ist normal, bei mir fand ich's normal, bei anderen find ich es dann vielleicht doch nicht so normal (lacht).“

Das letztendliche Ausscheiden aus dem Beruf wird von ihr daher auch begrüßt, ermöglicht es ihr doch, sich endlich in dem Maße als Mutter zu betätigen, wie sie schon lange gerne gewollt hätte. Das langsam parallel dazu kommende Engagement ist schließlich eine perfekte Möglichkeit, Arbeit und Mutterrolle miteinander zu verbinden.

Die Mutter der Mütter

Dies zeigt sich einerseits in weiten Teilen ihres Tätigkeitsfeldes: Sie richtet sich mit ihrem Wirken explizit an Kinder, sie versucht, für alle Kinder des Viertels (ganz speziell aber auch für die eigenen) die Lebensverhältnisse zu verbessern und somit die Chancen auf eine bessere Zukunft für die junge Generation zu maximieren. Dies erreicht sie insbesondere über die unterschiedlichen Bildungsangebote, die sie bereitstellt, sowie durch ihren Einsatz als Elternvertreterin in Schule und Kindergarten.

Mutter zu sein ist andererseits nicht nur der bereits oben beschriebene gemeinsame Identifikationspunkt mit den anderen Adressatinnen ihres Engagements, nämlich den muslimischen Frauen, sondern es strukturiert letztlich auch die Art und Weise des Verhältnisses zwischen Ayse Massoud und den anderen Teilnehmerinnen. Immer wieder beschreibt sie ihre Beziehung zu den anderen Frauen in einer Weise, die stark an ein Mutter-Kind-Verhältnis erinnert, was natürlich auch mit der oben beschriebenen Tendenz, sich selbst als überlegen darzustellen, zusammenhängt. Sie belehrt die anderen Frauen, sie versucht immer wieder, ihnen Dinge zu erklären, sie von der Wichtigkeit bestimmter Verhaltensweisen zu überzeugen.

„Also da waren ein paar neue Muttis da, die halt das nicht kennen, und dann immer diese Ausrede, ich hab aber keine Zeit und so, hab ich gesagt, ihr seid ja nicht verpflichtet für drei Stunden da zu bleiben, ihr könnt kommen, entweder es sagt euch zu, wovon ich ausgehe, oder es sagt euch nicht zu, dann könnt ihr wieder gehen, ne, aber nicht sagen, ich würd ja kommen, ich würd ja kommen, ne. Aber schade, ich sag mal tut, ihr tut es ja nicht für euch, ihr tut es für eure Kinder, willst du dass dein Kind halt schlecht ist?“

Immer wieder treibt sie die anderen Frauen an, weist sie immer wieder auf die Wichtigkeit der Nachhilfe und des Deutschlernens hin, übernimmt somit eine Art Mutterrolle für die anderen Mütter:

„Wir hatten eine Frau da, die hat sich nie getraut zu reden, weil ihr Deutsch, also ne Türkin, ne, beim dritten Mal, beim zweiten Mal hab ich nichts gesagt, beim dritten Mal hab ich gesagt, Mensch, warum traust du dich nicht, sag ruhig, hab ich gesagt, guck mal, die können alle nicht richtig deutsch, ne. Und seitdem redet sie und sie liest auch gerne.“

Dabei orientiert sich Frau Massoud auch an ihrer eigenen Mutter, die sie allerdings als Negativfolie für ihre eigene Rolle entwirft: In fast allen Erzählungen über ihre Mutter lobt sie zwar ihre Fürsorglichkeit, kritisiert aber auf der anderen Seite ihre Unselbstständigkeit und Abhängigkeit vom Vater, genau wie ihre fehlende Bildung. Sie erkennt, wie schwer und belastend diese Umstände für ihre eigene Mutter waren bzw. sind und versucht daher, ihre Mutterrolle gegenteilig auszugestalten. Auf der anderen Seite sind auch

ihre Hilfeleistungen für andere Mütter im Viertel immer darauf ausgerichtet, den Frauen Bildung und Selbstvertrauen beizubringen.

f. Engagement als Arbeit

Auch wenn die Rolle als Mutter im Viertel für das Engagement von Ayse Massoud von höchster Wichtigkeit ist, reicht sie als Erklärung noch nicht aus. Denn interessanterweise wird ein Großteil des Engagements von Frau Massoud selbst als mehr oder weniger normale „Arbeit“ begriffen. Insbesondere die Bürgerarbeit, die eigentlich eine Art Qualifizierungsmaßnahme für die Rückkehr in den regulären Arbeitsmarkt sein soll, wird selbstverständlich als sinnvolle berufliche Tätigkeit angesehen, die aber von offizieller Seite nicht ausreichend anerkannt wird. Ayse Massoud schildert dazu beispielsweise die Erfahrungen einer Freundin, die trotz ihrer Arbeit im Bürgertreff immer wieder zu Bewerbungen aufgefordert wird:

„Eine Freundin hatte letzte Woche einen Termin beim Jobcenter, die macht ja auch Bürgerarbeit, was sagt die Sachbearbeiterin zu ihr, was arbeiten sie denn, hat sie gesagt, ja Bürgerarbeit, hat sie gesagt, das ist keine richtige Arbeit, haben sie Bewerbungen geschrieben, hat sie gesagt, aber ich arbeite doch, nee sagt sie Bürgerarbeit ist keine richtige Arbeit, hat sie gesagt, aber meine Schmerzen die ich hinterher hab, die sind echt. Also ist das jetzt ne Arbeit die wir machen oder ist das keine Arbeit, dieser Satz, das ist keine Arbeit, du musst dich trotzdem bewerben, ne.“

Die fehlende Anerkennung der ausgeübten Tätigkeit ist für Ayse Massoud überhaupt nicht nachvollziehbar, vor allem weil die Arbeit zum Teil als hart und anstrengend empfunden wird. Die finanzielle Entschädigung geht Frau Massoud dabei nicht weit genug:

„Ich mach Bürgerarbeit, erst mal ist es Sklavenarbeit, hab ich gesagt, diese Unterbezahlung, kein anderer würde für dieses Geld das machen was ich hier mache, ne.“

Daraus erklärt sich auch einer der Wünsche für die Zukunft, die Ayse Massoud am Ende des Interviews äußert:

„Dass diese Bürgerarbeit keine Bürgerarbeit mehr ist, das hab ich auch gesagt. Dass das richtig ein Festvertrag mit richtig Geld ist.“

Dabei wäre es falsch, Ayse Massouds Engagement ausschließlich als Arbeitersatz darzustellen. Wie bereits deutlich geworden ist, liegen die Motive dafür sehr viel tiefer und wären durch eine solche Simplifizierung äußerst unzureichend beschrieben. Allerdings ist die Bürgerarbeit für Frau Massoud eben auch ein Weg, zusätzliche Anerkennung für ihre Leistung zu erhalten, eben nicht dem typischen Rollenklischee einer muslimischen Mutter von fünf Kindern zu entsprechen, sondern darüber hinaus noch eine sinnvolle Tätigkeit im Viertel auszuüben. Sie ermöglicht ihr, auch nach dem Ausscheiden aus dem regulären Arbeitsmarkt weiterhin Leistung bringen zu können. Geld ist dabei keinesfalls der hauptsächliche Antrieb, wie auch in der stolzen Erzählung über die Hilfeleistungen im Kindesalter bereits herausgekommen ist. Aber das Geld ist in diesem Fall der (fehlende) Beweis dafür, dass die geleistete Arbeit auch wirklich wertgeschätzt wird. Der immer wieder erfahrene Vorwurf, mit der Bürgerarbeit keiner „richtigen“ Beschäftigung nachzugehen, trifft Ayse Massoud in ihrem Selbstbild hart. Gleichzeitig ist er für sie auch nicht nachzuvollziehen, denn erstens wird ja selbst von offizieller Seite immer wieder betont, dass die geleistete Arbeit wichtig und sinnvoll ist, zweitens sind die Anstrengungen, Belastungen und Strapazen eben sehr wohl real: *„Aber meine Schmerzen die ich hinterher hab, die sind echt.“*

3.3 FAZIT

Ayse Massoud ist somit ein Paradebeispiel für eine Viertelgestalterin, die selbst zwischen allen Welten steht, die weder vollständig in der deutschen Lebenswelt angekommen ist, noch wirklich haltgebende Beziehungen zu der Kultur ihrer Eltern aufbauen konnte. Aus dieser Zwischenexistenz zieht sie eine starke Motivation, aktiv zu werden und sich einzubringen, um auf diese Weise dennoch die lang ersehnte Anerkennung zu erfahren, die ihr sonst von fast allen Seiten verwehrt geblieben ist. Sie wird zur Brückenbauerin des Viertels, vermittelt immer wieder zwischen den verschiedenen Gruppen, in denen sie sich auskennt, nutzt ihre sprachlichen Fähigkeiten und ihr Wissen über die spezifischen kulturellen Eigenheiten, um auszugleichen und zu verbinden.

Sie gleicht damit der historischen Figur des „marginal man“¹⁰⁹: So wie sie wohnen diese „Randseiter“ in zwei Welten, fühlen sich aber in keiner davon wirklich zuhause, weshalb sie auf beide Kulturen mit einer gewissen kritischen Unabhängigkeit blicken können. Auf diese Weise waren und sind sie häufig der Antrieb für kulturellen und gesellschaftlichen Wandel, weil sie einerseits aufgrund eigener frustrierender Erfahrungen gewillt sind, Kommunikationsprozesse anzustoßen und andererseits bereits in der eigenen Existenz etwas Neues, eine Synthese beider Welten, vorwegnehmen können.

Einerseits sind die Auswirkungen von Ayse Massouds Engagement natürlich durchweg positiv: Mit ihrer starken Leistungsorientierung und der Betonung der Wichtigkeit von Bildung soll den eigenen Kindern im Speziellen, aber auch allen migrantischen Kindern im Allgemeinen, ein besseres Leben in Deutschland ermöglicht werden. Sie nutzt ihre herausragende Sprachkompetenz sehr produktiv, lässt andere davon profitieren, versucht, ihr Wissen weiterzugeben und möglichst viele von ihren eigenen Erfahrungen lernen zu lassen. Gleichzeitig darf aber andererseits nicht übersehen werden, dass die Zwischenexistenz für Frau Massoud selbst äußerst belastend ist: Sie wünscht sich nichts mehr, als endlich anerkannt zu werden, so wie sie ist, ohne Vorurteile und Einschränkungen. Dass ihr diese Anerkennung versagt wird, motiviert sie zwar zu noch mehr Leistung und noch mehr Engagement, es birgt aber auch die latente Gefahr von Enttäuschungen und Frustration. Die Bürgerarbeit ist ein gutes Beispiel für diese Dialektik: Einerseits zieht sie ihren persönlichen Nutzen aus dieser Form des (bezahlten) Engagements, sie empfindet die Bezahlung als Wertschätzung, es hilft ihr bei der Bewältigung des oft prekären Alltags und bestätigt ihr Selbstbild als aktive Leistungsträgerin. Andererseits handelt es sich bei der Bürgerarbeit wieder um ein Zwischenstadium, es ist weder eine „richtige“ Arbeit, noch ist es klassisches ehrenamtliches Engagement. Auf diese Weise entsteht wieder eine potentielle Bedrohung ihres Status, wieder ist nicht klar, ob sie für ihre Leistung anerkannt und wertgeschätzt wird oder nicht.

109 Zum Konzept des marginal man: Vgl. Schubert, Hans-Joachim: The Chicago School of Sociology. Theorie, Empirie und Methode, in: Klingemann, Carsten (Hrsg.): Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Soziologisches Erbe: Georg Simmel, Max Weber, Soziologie und Religion, Chicagoer Schule der Soziologie, Wiesbaden 2007, S. 119-161, hier S. 136f.

4. Karl Regensburg – Der Funktionär

Karl Regensburg ist mit seinen über 80 Jahren nun schon über die Hälfte seines Lebens für seinen Stadtteil aktiv. Bekannt ist sein Name sowohl bei der Kirche als auch bei den KommunalpolitikerInnen und bei der Gemeinwesenarbeit. Dass wir von drei unterschiedlichen Seiten auf Karl Regensburg als besonders aktiven Menschen aufmerksam gemacht wurden, verweist auf die Bedeutung seines Engagements für den Stadtteil. Zugleich zeigt sich hieran auch, welche Reichweite sein Einsatz besitzt.

Karl Regensburg engagiert sich in zwei klassischen Großorganisationen: Der SPD und der Kirche. In ersterer ist er seit über 50 Jahren Mitglied. Für sie saß er im Bezirksrat zeitweise gar als Fraktionsvorsitzender und war Mitglied im Ortsvereinsvorstand. In enger Verbindung mit der Parteiarbeit steht seine Arbeit als Mediator. 12 Jahre lang vermittelte Karl Regensburg als Amateur-Jurist zwischen Konfliktparteien in seinem Stadtteil. Außerdem setzt sich Regensburg punktuell in verschiedenen Projekten des Stadtteilzentrums ein. In der zweiten Großorganisation, der Kirche, saß Regensburg über 20 Jahre lang im Kirchenvorstand.

Ein weiteres Feld des Engagements steht in enger Verbindung mit seinem ehemaligen Beruf. Als Angestellter der Kirche war er für den Bereich der Erwerbslosenarbeit zuständig. Im Zuge dieser Arbeit gründete er einen Entrümpelungsbetrieb, der Arbeitslosen eine Beschäftigungsperspektive eröffnen sollte. Der Betrieb wurde schließlich so erfolgreich, dass er unter der Leitung von Karl Regensburg zu einer GmbH umgewandelt wurde. Der soziale Anspruch des Betriebs wurde nicht nur in der Angestelltenpolitik, sondern auch im Umgang mit den entrümpelten Waren umgesetzt. Alle ge-

brauchsfähigen Gegenstände wurden unabhängig von ihrem Wert und dem Gewinn für das Unternehmen an Bedürftige weitergegeben. Als Experte für diese nachhaltigen Verfahren und Kenner im Umgang mit der Entrümpelung und dem Verkauf von Mobiliar, war Karl Regensburg auch beim Aufbau anderer Unternehmen mit einem sozialen Anspruch als Berater gefragt.

Nach dem Ausstieg aus dem von ihm gegründeten Unternehmen setzt er seine Philosophie weiter in kleinem Rahmen um. In seinem Stadtteil ist er nach wie vor Ansprechpartner für all diejenigen, die auf günstige Haushaltsgegenstände angewiesen sind. Hierzu betreibt er die Entrümpelung weiterhin auf kleinem Niveau und arbeitet hierbei mit einer kleinen Gruppe von Erwerbslosen aus seiner Nachbarschaft zusammen. Schließlich ist Karl Regensburg Gründungsmitglied eines Vereins von KleinunternehmerInnen aus seinem Stadtteil. Spannend ist, dass es eher seine Tätigkeit als Entrümpeler und nicht die als Kommunalpolitiker ist, für die er im Viertel wahrgenommen wird. Er tritt insgesamt als alltäglicher Ansprechpartner und Problemlöser in Erscheinung.

4.1 KURZBIOGRAPHIE

1933 geboren, wächst Karl Regensburg in Ostpreußen in einer ländlichen Umgebung in einem streng calvinistischen Umfeld auf. Seine Eltern besitzen einen Bauernhof, auf dem er als ältester Sohn schon in frühen Jahren mitarbeitet. Im Alter von 12 Jahren wird Karl Regensburg zusammen mit seiner Familie und anderen DorfbewohnerInnen ausgewiesen. Er landet in Nordniedersachsen, wo seine Familie Ende der 1940er Jahre schließlich einen Bauernhof übernehmen kann. Den Bauernhof verlässt Karl Regensburg jedoch und zieht Anfang der 50er Jahre nach Dortmund, um in der Schwerindustrie sein Geld zu verdienen. Hier wird der Anfang 20-Jährige mitten in den Auseinandersetzungen zwischen KommunistInnen und SozialdemokratInnen politisch sozialisiert. Er tritt in die SPD ein und wird trotz seines jungen Alters in den Betriebsrat gewählt. Daneben ist er in Dortmund aber auch in einer christlichen Jugendgruppe tätig.

Ende der 50er Jahre entscheidet sich Karl Regensburg gegen eine hauptamtliche Gewerkschaftskarriere und wechselt in den Dienst der evangelischen Kirche. Hierzu zieht er in eine niedersächsische Großstadt und

Ende der 1960er Jahre schließlich in den Stadtteil, in dem er bis heute wohnt. Karl Regensburg ist zu Beginn dafür zuständig, für die Kirche eine Verbindung in die Arbeitswelt herzustellen, aber im Laufe der 80er Jahre wechselt sich sein Aufgabenbereich erneut. Weiterhin bei der Kirche angestellt, arbeitet er nun im Bereich der Erwerbslosenarbeit. Er baut ein Projekt für Erwerbslose auf, bei dem diese als Angestellte für einen eigens ins Leben gerufenen Entrümpelungs- und Transportbetrieb beschäftigt werden. Mit Erreichen des Rentenalters verlässt Regensburg den kirchlichen Dienst, beschäftigt sich aber weiter mit dem von ihm gegründeten Projekt für Erwerbslose. Dieses ist so erfolgreich, dass er es Anfang der Nullerjahre in eine offizielle Betriebsstruktur überführt. Rund vier Jahre später gibt Karl Regensburg den Betrieb jedoch ab. Angetrieben davon, dass sein Nachfolger seine Unternehmensphilosophie nicht aufrecht erhält, gründet er wenig später erneut einen Entrümpelungsbetrieb, dessen Leitung er nach kurzer Zeit ebenfalls wieder abgibt. Auch nach der Übergabe ist er jedoch weiter für den Betrieb aktiv und unterstützt den neuen Eigentümer bei seiner Arbeit.

4.2 MOTIVLAGEN DES ENGAGEMENTS

Karl Regensburgs komplexe Motivlagen werden mit seiner besonderen biographischen Konstellation begründet. Sozialisiert in einem streng religiösen Umfeld, wird er später durch die Arbeiterbewegung politisch geprägt. Hier entwickeln sich sowohl seine politischen Forderungen, als auch die Faszination für einen bestimmten Typus des Helfenden, der sein Engagement nachhaltig prägt.

Mit Karl Regensburg wird im Folgenden ein Gestalter dargestellt, der besonders auf die Kleinräumigkeit seines Viertels angewiesen ist, um aktiv zu werden. Dabei steht für ihn die Hilfe, die er direkt vor Ort umsetzen kann, im Vordergrund. Weniger will er große Veränderungen anstoßen und einen grundlegenden Wandel durchsetzen, als den Menschen in seiner Umgebung direkt helfen. Dabei verknüpft er auch seine Lohnarbeit mit diesem Anspruch nach direkter Unterstützung für Hilfsbedürftige.

a. Arbeitsethos als grundlegender Antrieb

Dass sich die Kurzbiographie von Karl Regensburg, die wir auf Grundlage des Gesprächs mit ihm aufgestellt haben, wie eine Zusammenfassung seiner Erwerbsbiographie liest, ist kein Zufall. Denn die Arbeit nimmt im Leben von Karl Regensburg einen zentralen Platz ein. Immer wieder geht er während des Interviews ausführlich auf seine Lohnarbeit ein. Besonders auffällig ist dies in der Eingangserzählung, in der er die Stationen seiner Erwerbsbiographie nutzt, um der Darstellung seines Lebens insgesamt eine Struktur zu geben. Private Zusammenhänge und Ereignisse bleiben in seinen Ausführungen dagegen stets im Hintergrund. Selbst das Engagement tritt im Vergleich zur Lohnarbeit in seiner Erzählung zurück.

Deutlich wird die Bedeutung der Arbeit für Karl Regensburg an einer Stelle, in der von den Interviewern mit dem Wort „Ruhestand“ konfrontiert wird.

„(Lacht) also das Wort Ruhestand würde ich sonst gemeinhin als Verarschung definieren es war n bestimmter Punkt natürlich da, wie man Rente beziehen können ne so. Aber das hab ich aber und=und munter und unverdrossen weiter gemacht“

Nur wenig später liefert er einen Grund für seine Haltung gegenüber dem Ruhestand:

„Weil ich instinktiv auch spürte, machst du das nicht ne, dann wird das irgendwie schief gehen, dann wirste depressiv oder so wie sonst wie also zerfallen ja (lacht) und vor die Hunde gehen ne.“

In dieser Interviewpassage wird deutlich, dass Arbeit in dem Leben von Karl Regensburg eine zentrale Bedeutung zukommt. Sie hat eine sinnstiftende und quasi lebenserhaltende Funktion. Demnach ist Karl Regensburg nicht nur auf Arbeit angewiesen, vielmehr ist er von ihr abhängig. Die starke Personalisierung verweist jedoch darauf, dass er den Anspruch, ein Leben lang aktiv zu sein, nicht verallgemeinert, sondern konkret auf sich und seine Situation bezieht. Deutlich wird dies auch anhand der Begründung, die er für seine Arbeitshaltung liefert. Er führt die strenge calvinistische Arbeitsethik, die er als Kind unmittelbar erfahren hat, als Ursache für seine Einstellung an. Er sei, so drückt er es selber aus, förmlich „zur Arbeit sozia-

lisiert worden“. Dazu passt, dass sich Karl Regensburg im gesamten Interview nie in ein aktives Verhältnis gegenüber der verinnerlichten Arbeitshaltung setzt und an keiner Stelle die Möglichkeit erwägt, diese zu verändern. Vielmehr sieht er sie als mit seiner Person, fast schon schicksalhaft, aufs engste verbunden an.

Die Arbeitsmoral wird von Regensburg selbst ambivalent bewertet. Auf der einen Seite erfolgt eine kritische Reflektion der Folgen, indem er die starke Abhängigkeit von der Arbeit betont. Auf der anderen Seite bezeichnet er seine Sozialisation als mustergültiges Beispiel einer guten Erziehung und hebt die Verbindung von Arbeiten und Spielen als pädagogisch wertvolle Erfahrung hervor. Die frühe Gewöhnung an die Arbeit wird in diesem Fall mit der Übernahme von Verantwortung gleichgesetzt. Verlässlichkeit und Durchhaltevermögen werden damit auch unmittelbar aus der Kindheitserfahrung abgeleitet und sind Teil des Arbeitsethos.

Das spezifische, früh verinnerlichte Arbeitsethos ist die Grundlage für das spätere Engagement und insbesondere für dessen Umfang. Aufgrund des großen Eifers engagierte sich Karl Regensburg nicht nur in einer Initiative, sondern ist stets in mehreren Organisationen gleichzeitig tätig, ohne dass sein Engagement durch diesen Umstand insgesamt schwächer ausfallen würde. Das Arbeitsethos tritt in diesem Fall als eine Variante des „nicht Nein sagen Könnens“ auf. Es ist jedoch bei Karl Regensburg nicht das Unvermögen, Anfragen abzulehnen, sondern ein verinnerlichter Fleiß und eine Einsatzbereitschaft, die dazu führt, dass Karl Regensburg mehr Aufgaben übernimmt als andere Aktive.

Allerdings ist mit dem Arbeitsethos selbst noch kein ausreichender Grund für das soziale Engagement gegeben. Zwar lässt sich mit diesem Motiv der überdurchschnittliche Einsatz erklären, jedoch nicht die Frage beantworten, warum die Energie allein in das Engagement gesteckt wurde. Eine Arbeitsmoral ist keine hinreichende Voraussetzung für soziales Engagement. Immerhin hätte sich Karl Regensburg auch ausschließlich auf seine Karriere konzentrieren können und diese auch über das Rentenalter hinaus fortsetzen können. Es bedarf also einer zusätzlichen sozialen Note oder einem spezifischen Anspruch bzw. einer Ideologie, um plausibel begründen zu können, warum sich Karl Regensburg unermüdlich für andere Leute einsetzt.

b. Das Wertegerüst: Sozialdemokratie und Protestantismus

Karl Regensburgs Wertegerüst basiert auf zwei zentralen Grundfesten: Der Arbeiterbewegung und der Kirche. Aus diesen klassischen Großorganisationen zieht er seinen ideellen Antrieb. Gleichzeitig erhält sein Engagement durch den festen ideologischen Unterbau eine Stabilität und Konstanz. Damit ist Karl Regensburg aber auch in doppelter Hinsicht der Vertreter eines aussterbenden Typus: dem Mitglied in einer gesellschaftlichen Großorganisation.

Aus der Kombination der aktiven Mitgliedschaft in beiden Großorganisationen hat sich für ihn eine Sonderrolle entwickelt. Karl Regensburg ist sich seiner besonderen Rolle als gläubiger Sozialdemokrat durchaus bewusst und steht unter einem Druck, sich hierfür zu rechtfertigen.

„In dieser Konstellation Kirche und SPD war’s ein bisschen unüblich für also einen großen Teil der atheistischen ausgerichteten Genossen, den Freigeistern, da, ne. Aber das wurde auch relativ schnell akzeptiert, ne.“

Schließlich leitet er aber aus der ungewöhnlichen Kombination eine Stärke ab. Er sieht sich als Vermittler und Brückenbauer zwischen beiden Bereichen und leitet aus dem Exotenstatus schließlich eine Stärke ab. Deutlich wird diese positive Deutung, wenn er über die Qualifikation für das Amt des Mediators redet.

„Also hier schon, so erstaunliche Brücken, die zu begehen waren dann, von der Erfahrung her, die ich dann mitbrachte. Ja weil die Partei dann händeringend einen suchte dem sie zutrauten das er das kann ne? Und dann haben die gesagt, dieser Kirchentyp da, der ist ja ideologisch sowieso nicht so verhärtet, brutal, kämpfend oder so, der wird das am besten schaffen von uns, so ungefähr das hat auch Spaß gemacht, war aber zum Teil auch sehr schwierig.“

Die sozialdemokratische Sozialisation

Ein zentraler Baustein in der Engagementbiographie von Karl Regensburg ist der zehnjährige Aufenthalt in Dortmund. In dieser Zeit kommt er mit der Arbeiterbewegung in Kontakt und wird schließlich Teil von ihr. Damit entwickelt sich in dieser Zeit ein zentraler Teil der politischen Ideologie

von Karl Regensburg, der Art und Struktur des Engagements dauerhaft prägt. Die Jahre in Dortmund bezeichnet Karl Regensburg rückblickend selber als die Jahre seiner politischen Sozialisation:

„Ähm dort also dann ähm politisch äh links sozialisiert, das war gar nicht anders denkbar da, ne (lacht). Das war für einen eher so ausm konservativen, christlichen Milieu stammenden Menschen, jungen Menschen, also schon da sowas Besonderes, ne.“

Deutlich wird an dieser Stelle der Erzählung auch der mit dem Ortswechsel vom niedersächsischen Bauerndorf in die große Industriestadt verbundene Bruch mit dem bisherigen Leben. Auch wenn die als idyllisch geschilderte Kindheit spätestens mit der Ausweisung aus Ostpreußen geendet haben dürfte, so stellte das neue Umfeld gleich in mehrfacher Hinsicht einen maximalen Kontrast zu dem Gewohnten dar. Da ist zum einen der Gegensatz der durch die Schwerindustrie geprägten Stadt zu dem Leben auf dem Land und zum anderen die Freizügigkeit der Großstadt im Gegensatz zur Dorfgemeinschaft mit ihrer strengen Moral. Auch kommt Karl Regensburg in Dortmund mit Menschen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und auch aus anderen Ländern in Kontakt.

In der Arbeiterbewegung, mit der Karl Regensburg durch seine Arbeit in der Schwerindustrie in Berührung kommt, findet der Anfang Zwanzigjährige jedoch schnell eine neue Gemeinschaft, die ihm Halt und Orientierung bietet. Die neue Solidargemeinschaft, so scheint es, liefert den Ersatz für die dörfliche oder auch familiäre Gemeinschaft, die er verlassen hat. Offensichtlich wird dies, wenn, trotz aller Andersartigkeit dieser neuen Umgebung, in der Erzählung die Gemeinsamkeiten zwischen neuem und altem Umfeld betont werden. So vergleicht Regensburg die Arbeiterbewegung in Dortmund implizit mit der Dorfgemeinschaft, wie er sie während seiner Kindheit erlebt hat. Dabei taucht neben dem Motiv des Zusammenhalts auch die religiös begründete Moral, insbesondere die Arbeitsmoral, wieder in der politischen Ideologie auf. Regensburgs Fleiß und unbedingter Arbeitswille treffen in der Dortmunder Arbeiterbewegung also auf fruchtbaren Boden:

„Und da galt auch noch in der Linken, dass wir, ich sag mal sozusagen von der kommunistischen Moral her gewesen. Die sagten, der kommunistische Funktionär

muss ein so tüchtiger, unersetzlicher Arbeiter sein, dass der Chef, den man eigentlich ja rausschmeißen wollte wegen Agitation oder Unruhestiftung, also das heulen kriegt, dass er da diesen Arbeiter los wird, ne. Auch so mit der Moral, also da wär's den Genossen da nicht eingefallen fremd zu gehen oder so. Das gehörte sich nicht. Also das war so eine säkularisierte Kirche, da so von der Anschauung, der Erwartung her.“

Ein zweites dominantes Motiv in der Erzählung über diese Zeit ist die fast kindliche Faszination für die neue Umgebung und die Arbeitswelt in der Großstadt. Allen voran sind es die Konflikte und Auseinandersetzungen innerhalb der Arbeiterschaft, die immer wieder geschildert werden.

„Also, das war so, ich bin da hineingeraten Anfang der 50er. Da war das sozusagen auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung innerhalb der Linken, ne. Und das fand ich als junger Mann vorher unpolitischer aber nachher so stark politisiert sehr spannend, ne.“

Aber auch die Faszination für bestimmte Typen innerhalb der Arbeiterschaft wird in den bildlichen Schilderungen deutlich. Eine prägende Figur dieser Zeit ist der Funktionär, die schnell zu einem Ideal avanciert, welche das Selbstbild von Karl Regensburg nachhaltig prägt:

„Ähm, ich hab dann auch so Macken gehabt, ich hab dann gelesen das Buch von dem Günther Anders ‚Sansibar oder der letzte Grund‘, das wurde ja auch verfilmt, und da liefen die Funktionäre, das waren so meine Vorbilder, da so Funktionäre, ja so. Dann packte ich ja viel mehr rein als da rein gehört, ne. Die liefen nur mit Lederjacken rum, also ich hab dann diverse Lederjacken gehabt für jede Gelegenheit (lacht) und sauste da durch die Gegend. Hab mich nur da zur Arbeit umgezogen, sonst Lederjacke, ne.“

Ein anderes Vorbild für den jungen Regensburg ist der schlesische Bergarbeiter, der gleichzeitig fleißig, links und streng religiös ist. Eben diese Kombination von Religiosität und linkspolitischer Einstellung findet sich dann schließlich auch in Regensburgs Biographie wieder. Die schlechten Arbeitsbedingungen nehmen im Vergleich zu der Schilderung der Faszination für das Arbeitermilieu in Dortmund nur einen sehr kleinen Raum ein. Es sind also weniger die genuin politischen Motive der Arbeiterbewegung,

die den Anfang 20-Jährigen begeistern. Sondern es ist vielmehr eine Kultur der harten Arbeit und harten Auseinandersetzung zwischen erwachsenen und starken Männern, die ihn in ihren Bann zieht. Zentral ist hier jedoch, dass Karl Regensburg sich den neuen Autoritäten, denen er begegnet, nicht unterordnet, sondern gegen sie rebelliert und sich selber in das Zentrum der Kämpfe bewegt. Entgegen dem ungeschriebenen Gesetz, dass ältere Arbeiter in den Betriebsrat einziehen, beginnt er auf eigene Faust, für seine Wahl zu werben. Schließlich ist er mit diesem Vorgehen erfolgreich und erhält einen Platz im Betriebsrat. Dieses Ereignis stellt eine Schlüsselsituation in Karl Regensburgs Engagementbiographie dar. In dem Kampf als Außenseiter werden ihm eigene Stärken und Fähigkeiten bewusst. Trotz hoher Hürden gelingt Karl Regensburg also schließlich der Aufstieg im Arbeitermilieu:

„Einer sagte mir, wenn du in Betriebsrat willst, musst du dich auskennen mit Fußball und Tauben (I lacht) und du musst saufen können. Wenn du das Letztere gehört dazu. Kannst du das nicht, biste da nicht standfest genug, läuft nix, wirste nicht schaffen. Habe ich aber probiert, war also außerordentlich hart war das (lacht). Das Letztere war außerordentlich hart. Das andere konnte man sich dann aneignen, ne.“

In Dortmund erlernt Karl Regensburg schließlich die Grundzüge der politischen Arbeit. Über Auseinandersetzungen innerhalb der Arbeiterschaft und durch Konflikte, die mit der Betriebsleitung ausgetragen werden, erlangt er ein Verständnis für den Ablauf politischer Prozesse. Aber nicht nur praktisches, sondern auch theoretisches Wissen und Bildung sind die Ergebnisse seines Engagements innerhalb der Gewerkschaft. Schließlich nimmt er aber auch Teile der sozialdemokratischen Ideologie an und entwickelt über die Zugehörigkeit zur Arbeiterbewegung eine neue Identität. Auch wenn er, statt eine direkte Funktionärskarriere in der Gewerkschaft anzustreben, in den kirchlichen Dienst wechselt, so bleiben seine Einstellung, seine Werte und Normen und seine Selbstwahrnehmung stark durch die Erfahrungen in Dortmund geprägt. Das nachfolgende Zitat verdeutlicht die herausragende Stellung dieser Episode noch einmal.

„Und ähm das war natürlich, können Sie sich ja vorstellen, für ´n jungen Menschen, der da ganz unbedarft sich politisieren ließ da war das schon ´ne spannende Geschichte, muss ich sagen, ne. An die Jahre denk´ ich noch sehr gerne zurück, ne.“

Die religiöse Prägung

Die sozialdemokratische Prägung in seiner späten Jugendzeit ist ein wichtiger Baustein von Karl Regensburgs Ideologie, die sein soziales Engagement begründet. Eine weitere Quelle seines Einsatzes für Andere ist ein spezifisch christlich-sozialer Anspruch. Dieser entwickelt sich bereits in der frühen Kindheit in Ostpreußen, wo Karl Regensburg in einem streng calvinistischen Umfeld aufwächst. Im Verlaufe seines späteren Lebens baut er zwar eine kritische Distanz zu dieser strengen Form des Protestantismus auf, bleibt aber weiter in kirchlichen Zusammenhängen aktiv.

Die Bedeutung der Religion für sein zivilgesellschaftliches Engagement wird im Verlauf des Interviews an mehreren Stellen deutlich. So begründet er seine Haltung mit religiösen Motiven und bedient sich hierzu nicht selten direkt einem christlichen Vokabular. Beispielsweise dann, wenn er folgendermaßen über seine Arbeit mit Erwerbslosen berichtet:

„Äh da ham wir dann sozusagen so ne Hilfsarbeit gemacht erst mal, da war ich dort noch also in bezahlter Stelle, ähm indem wir denen halt gebrauchte Möbel und Sachen, die halt, ich sach mal so christlich biblisch, also die Brotsamen, die von der Herren Tische fielen ne, die ham wir dann eingesammelt und weiter gegeben.“

An einer anderen Stelle wird die besondere Funktion dieser christlichen Motive noch deutlicher. Die Abweichung vom Gesetz, natürlich zu einem karitativen Zweck, legitimiert Karl Regensburg hier direkt mit einem sinngemäßen Bibelzitat.

„Aber ich hab ja gelernt, dass man ja auch durchaus pffiffig sein darf, sagt ja Herrgott auch oder die Bibel sagt ja, seid klug wie die Schlangen aber und nicht falsch wie die Tauben. Also man darf sich dann natürlich dann nicht erwischen lassen, das muss schon abgesichert sein.“

Klassisch sozialdemokratische oder gewerkschaftliche Argumentationsmuster, die zu seiner politischen Sozialisationszeit in Dortmund passen würden, treten dagegen vergleichsweise selten auf. Vielmehr vermittelt er mit seinen Erzählungen eine Einstellung gegenüber denjenigen, denen er hilft, die durch eine christliche Barmherzigkeit geprägt ist. Dies zeigt sich deutlich, wenn Karl Regensburg über den Anspruch seiner eigenen Arbeit redet.

„Hab ich ja gedacht, also du musst da so die Müden und Lahmen und die, wies in der Bibel steht an den Hecken und Zäunen sich befinden, das sind ja die Abgehalfterten und Rausgedrängten, die musste alle mitnehmen.“

Gänzlich verloren gehen die sozialdemokratischen Ansprüche bei dieser christlichen Begründung jedoch nicht. Vielmehr kommt es zu einer Vermischung von sozialdemokratischem Anspruch und christlichen Motiven. So versteht Karl Regensburg christlich biblische Geschichten mit seiner eigenen sozialdemokratischen Exegese. Am Beispiel des Arbeiters im Weinberg, klassischerweise als eine Parabel zum Verhältnis zwischen Gott und den Gläubigen gelesen, analysiert Regensburg die Rolle der ArbeitgeberInnen und leitet daraus die Forderung eines gleichen Arbeitslohnes für alle unabhängig von der tatsächlich geleisteten Arbeit ab.

Eine andere Ebene, auf der sich die christliche Einstellung von Karl Regensburg niederschlägt, ist die der Moral. Er hat die Pflicht als Ausdruck und Folge einer christlichen Ethik stark verinnerlicht. Ganz ähnlich dem Arbeitsethos wirkt sich auch diese Pflicht auf sein Engagement aus, indem sie zu einem besonders starken und konstanten ehrenamtlichen Einsatz führt. Die Wirkungsweise dieses Pflichtbewusstseins zeigt sich in folgender Passage, in der Karl Regensburg berichtet, wie er in das Amt des Kommunalabgeordneten gekommen ist.

„Wir sollten über diese Stadt kommunale sozusagen Struktur hinaus also jetzt eh Kommunalparlamentsstruktur hinaus, unterhalb noch was ansiedeln, vor allen Dingen was in den Städten, Mittel- und Großstädten wirken sollte, ne? Bezirksräte und das war ja dann für die etwas aufgeweckteren aktiveren Genossen ja der Anlass oder die Verpflichtung also damit einzusteigen zu kandidieren und sowas auch, ne?“

c. Der Wunsch nach Ansehen und Autorität und das Ideal des Funktionärs

Bestimmt wird die Struktur von Karl Regensburgs Engagement durch das Ideal des Funktionärs, das sich während seines Aufenthalts in Dortmund entwickelt hat. Folgendes Zitat verdeutlicht, wie sehr sein Selbstbild auch rund 40 Jahre nach dem Ausscheiden aus der aktiven Gewerkschaftsarbeit noch durch dieses Ideal geprägt wird.

„In der Hinsicht bin ich schon das was die soziologische Figur des Funktionärs darstellt, da gab's ja mal so in den sechziger Jahren ein Buch, was den eigentlichen Funktionär ausmacht, ne, und eines der Kriterien ist da ja sein hoher Bekanntheitsgrad und natürlich zweitens auch, dass er so überwiegend auch Strippenzieher ist, ne, den Bekanntheitsgrad dadurch auch nutzen kann, im Bedarfsfall hier ne, so.“

Mit zwei zentralen Eigenschaften charakterisiert Karl Regensburg seine Arbeit als Funktionär des Viertels: Die Bekanntheit und das organisatorische Talent. Mit der Betonung des organisatorischen Talents grenzt er seine Tätigkeit von einer rein körperlichen Arbeit ab. Er unterstreicht die Bedeutung des Intellekts; konkret: der Fähigkeit zu kommunizieren und zu planen.

Die Bekanntheit, die Regensburg an dieser Stelle anspricht, beinhaltet eine bewusst wertende Komponente. Wenn er die Vielzahl der Kontakte im Viertel betont, nimmt er damit eine Aufwertung der eigenen Person gegenüber seiner Umgebung vor. Diese Statusverbesserung ist für Karl Regensburg eine zentrale Komponente des Funktionärs und entscheidend für seine Identifikation mit diesem speziellen Typus der Arbeiterbewegung. Zentral für diese Einstellung sind die Erlebnisse, die er in der Arbeiterbewegung gemacht hat.

„Ähh jetzt sag mal so ne emotionale Erfahrung, die ich auch als junger Mann, als Funktionär gehabt habe. Äh wenn sie son Mandat haben, also irgendwie sind sie doch irgendwie ne andere Figur, also so in ihrer Bedeutsamkeit etwas aufgewertet ne. Und sei es nur, dass man sich das einbildet ne, aber man wird eben doch schon gefragt oder oder auch angemacht je nachdem also, man wird mehr wahrgenommen ne.“

An anderer Stelle wird die angesprochene Bedeutsamkeit noch weiterausgeführt:

„Ich spürte dann schon das so'n Funktionärsdasein ja auch was mit Macht zu tun hat, ne. Dass du dann ganz anders mal angesprochen wirst, ne.“

Ein zentrales Motiv für das Engagement von Karl Regensburg ist demnach der Wunsch nach Ansehen. Er strebt innerhalb der Gemeinschaft, in der er sich bewegt, eine herausragende Stellung an, die ihm ein gewisses Maß an

Bedeutung einträgt. Dabei ist es die Hilfe und Unterstützung, die er anbietet, die ihm eben diese prominente Stellung verschafft. Als bekannter Ansprechpartner für Probleme wird er zu einer lokalen Autorität. Auch wenn dieser Einfluss begrenzt ist, führt sie innerhalb der Grenzen des Stadtviertels dazu, dass Karl Regensburg ein gewisses Maß an Macht gewinnt.

Karl Regensburgs Arbeit als Mediator funktioniert nach einem dem Funktionär vergleichbaren Muster. Auch durch diese Arbeit hebt er sich von den Menschen in seinem Umfeld ab und wirkt als eine lokale Autorität. Die Unterstützung funktioniert in diesem Fall jedoch ein wenig anders. So ist es nicht eine materielle Hilfe, sondern Karl Regensburg tritt, wenn er Streit schlichtet, als moralische Instanz auf. Entscheidend ist hier also weniger das direkte Anpacken, als vielmehr die moralische Integrität. Durch die Arbeit, die durchaus mit der eines Laienrichters verglichen werden kann, erlangt Karl Regensburg den Status einer herausgehobenen moralischen Instanz in seinem Umfeld. Er wirkt gleichzeitig als Friedensstifter, aber eben auch als eine Autorität, der Respekt gezollt wird. In der Arbeit als Mediator schlägt sich schließlich auch der bei Karl Regensburg besonders stark ausgeprägte und christlich motivierte moralische Anspruch nieder.

Hilfe zu leisten und sich für andere stark zu machen, ist in diesem Fall also keiner komplett selbstlosen Handlung bzw. Haltung geschuldet. Vielmehr wird über das Engagement auch der Wunsch nach einem sozialen Aufstieg und der Verbesserung des eigenen Status im Viertel bedient. Rein egoistisch ist der Einsatz des Funktionärs aber dennoch nicht. Denn das Grundmotiv des Engagements bleibt die Verbesserung der Situation hilfsbedürftiger Menschen im eigenen Umfeld. Auch wenn darüber andere Interessen befriedigt werden, würde auch das Engagement von Regensburg nicht ohne diesen spezifischen Anspruch, die linkspolitische Sozialisation und die christliche Moral, funktionieren.

d. Direkte unkomplizierte Hilfe statt große Veränderungen

Ein weiteres Charakteristikum des Engagements von Karl Regensburg ist der Anspruch auf eine direkte und unkomplizierte Hilfe. Auch diese besondere Struktur lässt sich auf seine Zeit in Dortmund zurückführen. So benennt Karl Regensburg die lebensnahe Orientierung als eine Stärke der dortigen Arbeiterbewegung. Dass er diesen Anspruch übernimmt, zeigt sich

darin, dass sein Engagement fast ausschließlich aus einer solchen direkten praktischen Hilfe besteht. Dabei resultiert diese Fokussierung nicht aus dem Unvermögen, größere politische Zusammenhänge zu verstehen und damit die Ursachen und Strukturen der Probleme der Menschen in seiner Umgebung zu analysieren. Vielmehr zeigt Karl Regensburg immer wieder, dass er über das Wissen und auch das sozialwissenschaftliche Vokabular zur theoretischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und ökonomischen Missständen verfügt. So versteht Karl Regensburg die Arbeitslosigkeit auch als eine dauerhafte Folge des Wirtschaftssystems und redet in diesem Zusammenhang von einer „Härte des Systems“. Jedoch setzt sein Engagement nicht bei der grundlegenden Veränderung dieses harten Systems an. Seine Aufgabe sieht er in der Linderung der Folgen, indem er sich direkt um die Hilfsbedürftigen kümmert.

Diesem Muster folgt auch sein parteipolitisches Engagement, das sich konsequent auf eine lokale, kommunale Ebene bezieht. Schon die politische Landesebene taucht in der Beschreibung seiner politischen Tätigkeit nicht mehr auf. Weder beschwert er sich über eine Politik, die von „denen da Oben“ gemacht wird, noch sieht er hier eine Möglichkeit, die Härte des Systems zu mildern. Adressat der Veränderungen ist demnach weniger das System, das Arbeitslosigkeit produziert, sondern vielmehr sein direktes Umfeld und die Schicksale der Menschen, mit denen er zu tun hat.

e. Engagement als sozialer Unternehmer

Vieles dessen, was Karl Regensburg an Ansprüchen und Idealen entwickelt hat, konnte er in der Arbeit als selbstständiger Kleinunternehmer verwirklichen und wird von ihm auch nach der Übergabe seines Unternehmens in kleinem Kreis weiter betrieben. Hier zeigt sich eine Verbindung von Lohnarbeit und Engagement. Die Grenzen dieser beiden Bereiche, die sonst klar voneinander getrennt werden, verschwimmen in diesem Fall. Eine Trennung wird deshalb schwer, weil der persönliche Einsatz über die Grenzen der Lohnarbeit hinausgeht und die Lohnarbeit selber auch immer auf die Bereitstellung von Hilfe ausgerichtet ist. So ermöglicht die Arbeit als Entrümpeler Karl Regensburg, eben jene direkte und unkomplizierte Hilfe zu leisten, die seiner Idealvorstellung von Engagement entspricht.

Den Wunsch, unkomplizierte Hilfe zu leisten, kann Karl Regensburg durch seine Arbeit als Unternehmer in zweifacher Weise verwirklichen.

Erstens unterstützt er mit seinen preisgünstigen Angeboten diejenigen, die sich ein teureres Umzugsunternehmen normalerweise nicht leisten könnten. Regensburg selber führt in diesem Zusammenhang den Grundsatz an, dass er, um finanziell schlechter Gestellten einen günstigeren Preis zu ermöglichen, betuchteren Kunden einen größeren Betrag in Rechnung gestellt hat. Durch dieses Vorgehen baut er gleichzeitig seine Stellung als Funktionär weiter aus.

Desweiteren ermöglicht ihm seine gehobene Stellung im Betrieb, seine sozialdemokratischen Vorstellungen von guten Arbeitsbedingungen umzusetzen und seinen Anspruch nach direkter Hilfe zu verwirklichen. Diese Ideen gehen dabei über die Zahlung eines Mindestlohns hinaus. So werden Erwerbslose direkt unterstützt, indem sie in den Betrieb eingebunden werden. Karl Regensburg ist hier von der Idee angetrieben, denjenigen, die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Aussicht auf eine Anstellung haben, in seinem Minibetrieb selber eine Stelle zu verschaffen. Die Hilfe, die er in dieser Form anbietet, geht deutlich weiter als die Versorgung von Hilfsbedürftigen mit günstigem Mobiliar. Einzelne Erwerbslose sollen unterstützt und aufgefangen werden, indem für sie ein Arbeitsplatz eingerichtet wird. Dies funktioniert nur, weil Karl Regensburg den Gedanken einer Bezahlung nach Leistung in seinem kleinen Betrieb zumindest teilweise außer Kraft setzt.

„Was die Verendgeldung betrifft, also dass jeder ein Teil auch abbekommt, und da müssen die Stärkeren schon für die Schwachen etwas mitarbeiten, ne, also das nehm ich mir dann schon raus und das sollen die, dass die das auch wissen, ne.“

f. Das Viertel als Dorf

Der Stadtteil, in dem Karl Regensburg wohnt, ist der Ort, an dem sein Engagement hauptsächlich stattfindet. Dabei kommt dem Viertel mit all seinen Besonderheiten in der Erzählung von Karl Regensburg eine herausragende Bedeutung zu. Wie auch andere ViertelgestalterInnen schätzt er an seinem Stadtviertel besonders den dörflichen Charakter. So hebt er die Vorzüge einer kleinräumigen sozialen Struktur hervor. Gleichzeitig wird die Entwicklung seines Stadtteils durch den Vergleich mit einem besonders schützenswerten Stück Natur von anderen Stadtteilen abgegrenzt. Hier, in diesem Naturvergleich, deutet sich Regensburgs Idealvorstellung eines ge-

sunden Gemeinwesens mit einem funktionierenden System des gegenseitigen Aufeinander-Bezogen-Seins an.

„Der Stadtteil also solches gefiel mir auch oder uns sehr gut ne [...] weil das so überschaubar is und dörflich is hier ne. Und das äh is ein ähm Biotop sozusagen, sozialer Biotop, der schon sehr interessant is in seiner ganzen Entwicklung. Is schon was besonderes, wie das hier gelaufen ist.“

Auf den ersten Blick mag diese Idealisierung des Dorfes angesichts von Regensburgs eigener Biographie unstimmig erscheinen. Beschreibt er doch das Dorf seiner Kindheit in sozialer Hinsicht als eine einengende Gemeinschaft mit strengen Regeln, die abweichendes soziales Verhalten nicht zugelassen hat. Auch den Erfolg der Nationalsozialisten erklärt er mit der besonderen sozialen Struktur des Dorfes. Der erste Kontakt mit einer Großstadt dagegen fällt mit einer Phase des Aufbruchs und der Eröffnung von Möglichkeiten zusammen. Gleichzeitig durchlebt er hier in Dortmund die prägende politische Sozialisation.

Wie passen diese Erlebnisse mit der Romantisierung des Dorfes zusammen? Die dorfähnliche Struktur des Stadtteils ist Voraussetzung für das Wirken von Regensburg als Funktionär und als moralische Instanz. Nur wenn eine gewisse räumliche Überschaubarkeit vorhanden ist, kann der Funktionär als Strippenzieher Wirksamkeit und Einfluss erlangen. In einem weitläufigen und anonymen Stadtteil wäre es weitaus schwerer, als Ansprechpartner für Probleme Bekanntheit zu erlangen.

„Also ich bin hier schon beheimatet, aber das werden ihnen viele andere auch sagen, weil das so überschaubar ist, das ist nicht so ein Gigant, hier, wo dann also alles so anonym gigantisch ist, wie es dann ist, ne, und ähm hier eben vieles so in der Direktheit auch geregelt werden kann.“

Dazu passt, dass Regensburg die Aufgabe des Mediators in einer historischen Herleitung mit der Aufgabe eines Dorfrichters vergleicht. Die BewohnerInnen des Stadtteils werden hier also zur Gemeinde, innerhalb derer er eine besondere Rolle einnimmt. Und auch das Wissen über die Anderen, das sich nur in einem eng zusammenhängenden Stadtviertel findet, ist Voraussetzung für seine Mediatorentätigkeit.

„Wenn wir hier saßen und diskutierten, also, den Leuten auffiel, die wurden immer bleich, wenn ich denen sagte, was ich alles weiß über die, das ist hier wie im Dorf, ne, da gucken sehr viele Leute aus dem Fenster und jeder weiß viel von jedem oder von fast jedem, und so, und dann hörte ich immer, wieso, wieso wissen sie das denn, ich sag, das werde ich dir jetzt grade erzählen (lacht).“

4.3 FAZIT

Karl Regensburg wirkt in seinem Viertel als klassischer Funktionär. Er ist direkter Ansprechpartner bei alltäglichen Problemen, die von einer kleinen Reparatur bis zur Beschaffung einer neuen preisgünstigen Waschmaschine reichen können. Voraussetzung hierfür ist der hohe Bekanntheitsgrad, aber auch der direkte Zugriff auf Möbel und Haushaltsgegenstände, den er über seine jahrelange Selbstständigkeit erworben hat. Durch die jahrelange Zusammenarbeit mit sozial Schwachen hat Karl Regensburg eine besondere Kompetenz ausgebildet. In Kombination mit seiner Tätigkeit als Mediator, bei der er Konflikte schlichtet, wird Karl Regensburg zu einer lokalen Autorität.

Das Engagement von Karl Regensburg findet und fand dabei zu einem großen Teil im Rahmen klassischer Großorganisationen statt. Die SPD bzw. die Gewerkschaften auf der einen und die Kirche als zweite wichtige Organisation auf der anderen Seite. Fast wirkt Karl Regensburg mit dieser Art des Einsatzes für seine Umgebung in Zeiten eines Trends zu punktuellem, kurzfristigem und projektgebundenem Engagement ein wenig wie aus der Zeit gefallen. Er entstammt einer alten Generation von Aktiven. Gleichsam ist es wahrscheinlich, dass es Typen des Viertel-Funktionärs, die aufgrund ihres organisatorischen Talents und ihrer Bekanntheit materielle Notlagen beseitigen helfen, auch in anderer Form in jüngeren Generationen geben wird.

5. Trude Dannecke – Engagement für ein gehobenes Ansehen

„Da müssen Sie Frau Dannecke fragen!“, so oder ähnlich wiesen uns zahlreiche Expertinnen und Experten sowie Engagierte vor Ort auf das besondere Engagement von Trude Dannecke für „ihr“ Stadtviertel hin. Frau Dannecke galt vielen als erste und wichtigste Ansprechpartnerin bei der Nachfrage nach aktiven Bewohnerinnen oder Bewohnern, die den Stadtteil gestalten. Angesichts ihrer mannigfachen Ämterkumulation und starken Präsenz verwundert das nicht: Zuletzt profitierte nicht nur der Kleinkunstverein von der Tatkraft der mittlerweile 74-Jährigen, sondern zum Beispiel auch das privat betriebene Archiv des Stadtviertels. Wenn sich die größeren Vereine und Organisationen zu ihren jeweiligen Gremiensitzungen treffen, ist davon auszugehen, dass Trude Danneckes Stuhl nicht frei bleibt; sei es bei dem Verein der Unternehmer vor Ort, oder bei dem Stadtteilverein. Sowieso, sich für das Ansehen des Viertels zu engagieren, ist typisch für Frau Dannecke: Der Stadtteil wird geehrt und sein Image möglichst aufbereitet, sei es bei Veranstaltungen zum 50-jährigen Jubiläum der Siedlung, in der Stadtteilzeitung oder durch das Erfinden eines Stadtteilwappens und einer Hymne: All diese symbolträchtigen Aktionen wurden und werden (unter anderem) von ihr angeregt und fortgeführt.

Einige Jahre zuvor, um die Jahrtausendwende, hatte Frau Dannecke als Aktivistin in Gemeinschaft mit ihrem Mann und einigen Nachbarinnen und Nachbarn Erfahrungen im politischen Engagement gesammelt. Im selbst geschaffenen *Arbeitskreis Schnellstraße* hatte man sich gegen ein für das Viertel vermeintlich nachteiliges Bauvorhaben der öffentlichen Hand zur

Wehr gesetzt. Geplant war der Ausbau einer zentralen, direkt durchs Viertel führenden Straße zu einer mehrspurigen Schnellstraße:

„Wir haben gedacht, wenn die Schnellstraße kommt, da war-, ach da war ich dann auch noch, Arbeitskreis Schnellstraße. Wenn die Schnellstraße kommt, werden wir hier entweder eingesperrt (lacht) oder überrollt. `Ne, so war-, man konnte sich ja gar nicht vorstellen da, ´ne. Wir hatten ja auch hier die Straße ging durch damals zur Autobahn. Also, wir haben gesagt, oh Gott. (I: Ja.) `Ne, also für uns war´s erstmal so´n so´n so´n Horror sag ich mal, oder Horror ist falsch, aber irgendwie so´n oh Gott, was wird aus uns,´ne. Und dann haben wir denn ´nen Arbeitskreis Schnellstraße gegründet. Ja, da war ich auch (lacht) Mitbegründerin.“

Im Rahmen von städtischen Fördermaßnahmen schließlich war Trude Dannecke eine der wenigen Entscheidungsbefugten und Mitglieder des „Bürgerbeirates“, der als zentrale Verwaltungsschnittstelle der Ehrenamtlichen im Viertel über Teile der öffentlichen Finanzierung verfügen und über Anträge aus der lokalen Bürgergesellschaft entscheiden konnte.

Ihre ersten Engagementerfahrungen hatte sie jedoch bereits Mitte der 1980er Jahre in einer, von der AWO ausgeschriebenen, Gruppenleiterfunktion für Senioren sammeln können. Über mehrere Jahre hinweg hatte Frau Dannecke, neben ihrer, sie damals noch halbtags einnehmenden, Stelle als Buchhalterin, für eine feste Gruppe von Seniorinnen und Senioren kulturelle Freizeitaktivitäten angeregt.

5.1 KURZBIOGRAPHIE

Trude Dannecke wird 1939 in wohl situierte Familienverhältnisse hineingeboren. Die Familie verlässt kurz darauf mit dem noch sehr jungen Nachwuchs die Geburtsstadt der Tochter und zieht nach Dresden. Dort lebt sie zunächst zusammen mit ihrer Mutter sowie ihrem drei Jahre später zur Welt kommenden Bruder in einer Wohnung, während der Vater als Soldat im Krieg ist. Die Familie sieht sich im Laufe des Krieges gezwungen, Dresden zu verlassen. Über die alte Heimatstadt des Vaters, samt Bruder, Mutter und zum Teil gemeinsam mit amerikanischen Truppen, reist die Siebenjährige in Richtung der Stadt, in der sie auch heute noch lebt. Dort wird ihr

Vater zum Ende des Krieges hin entlassen. In einem dörflichen Vorort der Stadt wird die Familie schließlich wieder mit dem Vater vereint.

Hier erlebt Trude die folgenden sieben Jahre, und damit die erste, vergleichsweise längere und stabile Periode ihrer Kindheit. Zugleich wohnt die Familie nun in für sie neuartig bescheidenen bis fast ärmlichen Verhältnissen. Ihr akademisch ausgebildeter Vater findet eine Anstellung als angelernter Maurer und damit in einer unter seiner erlernten Ausbildung und mutmaßlichen Ambitionen liegenden Tätigkeit. Es ist demnach zu vermuten, dass es die Perspektive einer beruflichen Verbesserung, die Aussicht auf eine größere Wohnung und damit statusäquivalendere Lebensverhältnisse sind, die die Familie Anfang der fünfziger Jahre dazu bewegen, zurück in die Stadt zu ziehen; in den Stadtteil, in dem Frau Dannecke heute wieder lebt und ihr Engagement ausübt. Aufgrund der an New Yorker Stadtteile angelehnten Straßennamen trägt dieser den informellen Titel „Klein-New York“. Zudem wurde er stark durch die Kultur der zu dieser Zeit in der Nähe befindlichen amerikanischen Kaserne beeinflusst.

Trude Dannecke verlebt hier inmitten der damaligen Neubauten ihre Jugend, ihre weitere Schul- und schließlich Ausbildungszeit zur Buchhalterin. Mit dem Beenden der Mittelschule erreicht sie einen, aus dem Zeitkontext heraus betrachtet, verhältnismäßig hohen Bildungsabschluss, während ihr Bruder gar das Gymnasium abschließt und später erfolgreich ein Jura-studium absolviert. In den 1950er Jahren lebt ihre Familie in einer im Laufe der Zeit in Eigentum umgewandelten Wohnung im Stadtteil. Hier lernt sie auch ihren späteren Mann Johann, „Jimmy“, Dannecke kennen. Das Paar heiratet im Jahr 1960 und zieht einige Kilometer hinaus in eine dörflich geprägte Umgebung.

Beruflich ist Frau Dannecke nach einigen verschiedenen Anstellungen schließlich 25 Jahre lang in einem kleinen mittelständischen Unternehmen beschäftigt. Die Freizeit des kinderlos bleibenden Ehepaares prägen viele Reisen, ab Mitte der siebziger Jahre zudem eine eigene kleine Ferienwohnung auf Sylt sowie Tanzaktivitäten und selbst organisierte Feste mit Freunden.

Den Weg zurück aus dem Vorort in den Stadtteil findet Frau Dannecke nachdem die Wohnung der Familie nach dem Tod ihrer Eltern frei wird. Frau Dannecke und ihr Gatte entschließen sich, die Wohnung der Familie umfassend zu sanieren und ins Viertel zurückzukehren. Hier übernimmt Trude Danneckes Ehemann von seinem Schwiegervater die ehrenamtliche

Stelle als Pfleger der Grünanlage und Hausmeister im Wohnblock. Dies ist auch der Zeitpunkt, zu dem Trude Dannecke sich freiwillig bei der AWO meldet und beginnt, eine Kultur- und Freizeitgruppe für Senioren anzuleiten. Mit diesen Schritten beginnt ihr langjähriges Engagement. Dieses intensiviert sich noch einmal, nachdem Frau Dannecke im Alter von 60 Jahren aus wirtschaftlichen Gründen im Betrieb gekündigt wird und sie keine neue berufliche Tätigkeit mehr aufnimmt. Im Jahr 2010 schließlich verstirbt ihr langjähriger Partner und sie erleidet damit einen Verlust, der sie zum Zeitpunkt des aufgezeichneten Gespräches noch sichtbar zeichnet.

5.2 MOTIVLAGEN DES ENGAGEMENTS

Beschreibt man ihre Tätigkeiten im Kern, so lassen sich diese stark auf ihre repräsentative Funktion herunterbrechen. Überraschenderweise ist Trude Danneckes Engagement auf den zweiten Blick weniger praktisch, vielmehr organisiert sie hintergründig, während sie zeitgleich das offizielle Repräsentieren nach außen übernimmt. Die Stärke und Relevanz des für sie typischen Engagements liegen in ihrer Verlässlichkeit: Sie ist regelmäßig dabei, nimmt an allen Sitzungen und Treffen teil, richtet ihr Leben gar vollends an den jeweils anstehenden Terminen aus.

„Aber ich richte mich ebend auch nach den Terminen, die wir so vom Kleinkunstverein haben, ne. Was da so passiert. Wenn auch Veranstaltungen sind, bin ich dabei.“

Die Bindung und Verlässlichkeit ihres Handelns stellt sie als Stärken und Tugenden (implizit auch gegenüber anderen, die nicht auf diese Art handeln) positiv in den Vordergrund:

„Was ich so anfang, will ich dann auch zu Ende führen, ne? Und das ist heute noch so, wenn ich irgendwo zugesagt habe, [...] mach ich das auch (I: Hmh) was ich was ich gesagt habe, also des bin ich so pf so bin ich erzogen worden, also auch mein, mein Vater meine Mutter wenn man, kenn es nicht anders, wenn nur sagt, ich sage jetzt da zu. Sicher, wenn du was krank ist was weiß nicht so wichtig ist, aber wenn man so 'ne Sache denn mach man das auch zu Ende.“

Flexiblere Formen der Beteiligung wertet sie wiederum ab:

„Ich musste eben jeden Mittwoch da sein, was heute wenn man sagt, Ehrenamt, nee, ich will mich nicht festlegen, das ist heute das Problem, aber ich hatte mich festgelegt, und und außer wenn ich mal krank war, war ich auch eigentlich immer da, und wenn nu gar nicht war, wie gesagt, ist denn noch mein Mann hat dann noch mal irgendwas gemacht.“

Zunächst scheint es Trude Dannecke wichtig, ihre jeweils leitende Funktion im Ehrenamt zu nennen. So sei sie Vorsitzende und zählt sich jeweils zu dem harten Kern der Gründungsmitglieder einer Initiative:

„Ich gründe immer alles. Den den Kleinkunstverein habe ich ja auch mit gegründet (I: Ja) Und den Schnellstraßen Arbeitskreis habe ich auch gegründet.“

Auch stellt sie sich selbst in einer, durch langjährige Wohnanwesenheit erworbenen und damit gehobenen Position dar. An einer Stelle, in der sie ihr ähnelnde wichtige und engagierte Personen auflisten möchte, erwähnt sie etwa zwei Aktive, die sich in einem entsprechend fortgeschrittenem Lebensabschnitt befinden und die wie sie bereits seit Jahren im Viertel wohnen. Die Wohndauer im Quartier erscheint für sie nicht nur Quell eines bestimmten Erfahrungsschatzes, sondern auch einer erwachsenen Position innerhalb der von ihr als streng hierarchisch wahrgenommenen Strukturen des zivilen Viertel Lebens.

Gleichzeitig entsprechen ihre Fähigkeiten nicht gänzlich dem Selbstbild einer „leitenden Angestellten“ im Unternehmen Bürgergesellschaft. Versucht die Seniorin, die Leitziele ihrer Initiativen zu schildern, sie nach außen offiziell zu vertreten, so gelingt ihr dies nur begrenzt. Auch nach mehrmaligem Nachfragen werden ihren Gesprächspartnern die Zusammenhänge und Abläufe nicht recht ersichtlich. Zum Teil mögen hierfür Konzentrationsschwierigkeiten als Ausprägungen ihres fortgeschrittenen Alters ursächlich sein. Gleichzeitig tritt sie jedoch an mehreren anderen Stellen des Interviews hochkonzentriert auf. Dieser Faktor kann die Kargheit der Erläuterungen vom Sinn und Zweck ihres Engagements also nur begrenzt erklären.

Eher noch scheinen für Trude Dannecke Fragen der Mächtigkeit und Schlagkraft ihrer Initiative sowie ihre persönliche Position innerhalb der-

selben im Vordergrund zu stehen. Ideelle oder zwischenmenschliche Beweggründe, die ein Engagement in abstrakter Weise anleiten könnten, treten dahinter zurück. Derartige „Arbeit am Menschen“ beschränkte sich in ihrer freiwilligen Vita auf ihr weitgehend ähnliche Gruppen, etwa auf die Seniorinnen und Senioren und damit meist auch auf Menschen eines ihr vergleichsweise ähnlichen Kulturkreises.

Auf diese Interpretation weist überdies der Umstand hin, dass sich unsere Gesprächspartnerin an der praktischen Umsetzung der Ziele viele ihrer Vereine, beispielsweise das interkulturelle Zusammenleben zu fördern, die sozialen Netzwerke im Viertel zu stärken oder ein multikulturelles Miteinander gar vorzuleben, kaum beteiligt. Trude Danneckes Aufgaben im Engagement liegen vielmehr in der Repräsentativität und Organisation der Initiativen an sich, im Lobbyieren, für größere Büroräumlichkeiten oder Mitarbeiterstellen auf der Rathaus-Ebene etwa. Sie spricht zwar weder prahlerisch noch selbstdarstellerisch, dennoch treten bei ihrer Erzählweise die abstrakten Inhalte ihrer Aufgaben hinter die formellen Abläufe und auch hinter sie selbst und die Darstellung ihrer Position zurück. Frau Danneckes Ehrenamts-Ideal ist stark vom äußeren Anschein und damit von einem Fokus auf den oder die Aktive geprägt.¹¹⁰ Es handelt sich nicht um ein „unsichtbares“ Engagement, über das man nicht redet und das so selbstverständlich ist, das es in Gesprächen kaum Erwähnung findet. Die Engagierte bewegt sich vielmehr auf einer Ebene unterhalb der für das Viertel zuständigen Referentinnen, Referenten und Gemeinwesenarbeiterinnen und -arbeiter, an deren Handeln und Habitus sie sich zugleich orientiert. Dies möchte sie anhand des entsprechenden Amtscharakters ihrer Tätigkeit darstellen. In der Praxis konzentriert sie sich dabei auf ihre persönlichen Stärken: Sie kann konstant und verlässlich vor Ort sein und die eigene Freizeit, ja das gesamte Leben, am Takt des Ehrenamtes ausrichten.

Eine derartige Interpretation ihres tatsächlichen Wirkens soll dabei keineswegs den Wert ihres Einsatzes schmälern. Vielmehr ermöglicht ihre hin-

110 Vgl. hier die Diskussion um eine Werteverchiebung im Ehrenamt zunehmend auf die Perspektive der Helfenden: Kühnlein, Irene; Böhle, Fritz: Motive und Motivationswandel des bürgerschaftlichen Engagements, in: Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgergesellschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (Hrsg.): Bürgerschaftliches Engagement und Erwerbsarbeit (Bd. 9), Opladen 2002, S. 268-297.

tergründige Unterstützung erst, dass sich beispielsweise alljährlich die Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedlicher Kulturen während des Stadtteilstes kennenlernen können, dass die Türen mehrerer Einrichtungen zu den veranschlagten Zeiten geöffnet sind, oder dass Leiterinnen von Kindergruppen auf eine Ausstattung zurückgreifen und damit ihre Aktivitäten durchführen können.

a. Vom Ursprung ihres Engagements – eigeninitiativ oder fremdbestimmt?

Betrachtet man eine engagementreiche Biographie auf der Suche nach übergeordneten Wertemustern oder Motivationsstrukturen, so ist die Frage, wie alles begonnen hat, von entscheidender Bedeutung. Denn an dieser Stelle eines Lebens ändert sich etwas. Es wandelt sich eine vergleichsweise zurückhaltende und durchschnittliche Lebenshaltung und wird auffällig. Es entsteht ein in irgendeiner Weise außerordentlicher Einsatz für das lokale Gemeinwesen.

Folgt man der Erzählung unserer Gesprächspartnerin, so beginnt ihr soziales Engagement erst vergleichsweise spät im Laufe ihres Lebens. Frau Dannecke ist Mitte Vierzig, als die Eheleute Dannecke in die vormalige Wohnung ihrer Eltern in den Stadtteil ziehen. Mit diesem Einleben in das neue, beziehungsweise alte Lebensumfeld ihrer Familie korreliert auch der Stein des Anstoßes für ihr Engagement, das sich auch aus der Familie heraus erklärt: Trude Danneckes Vater hatte bereits in den 1950er Jahren die Aufgabe übernommen, die Grünanlage zwischen den Wohnblöcken zu pflegen. In den darauf folgenden Jahren führte er eine Interessengruppe von Mieterinnen und Mietern an, die sich gegen das Verhalten der einstigen WohnblockeigentümerInnen und die damaligen prekären Zustände in den Häusern zur Wehr setzten. Bei dem Bau der, nach dem Krieg für Vertriebene und Heimatlose neu angelegten, Siedlung hatte man offensichtlich der Schnelligkeit gegenüber Qualität und Sorgfalt den Vorzug gegeben. Jedenfalls fiel in vielen Wohnungen recht bald schon der Putz von den Wänden. Frau Danneckes Vater hatte damals die diesbezüglichen Proteste nicht nur auf die Beine gestellt, sondern die Beschwerdegruppe von Mieterinnen und Mietern angeleitet und ihnen gar überregionale mediale Aufmerksamkeit verschafft. Als sich im Laufe der Jahre die wohnlichen Zustände in „Klein-New York“ verbessern, wird aus dem ursprünglich interessengeleiteten

Einsatz eine stete und gering vergütete Hausmeistertätigkeit. Der Vater der Engagierten kann dahingehend als Gründer einer Art „ViertelgestalterInnen“-Dynastie im Stadtteil angesehen werden. Frau Dannecke und ihr Gatte Jimmy sind dieser Logik zu Folge ViertelgestalterInnen zweiter Generation, was sich nicht zuletzt darin abzeichnet, dass Herr Dannecke Mitte der achtziger Jahre eins zu eins das Hausmeisteramt seines Schwiegervaters im Wohnblock übernimmt. Auch für die Engagementvita von Trude Dannecke ist dies von Bedeutung:

„Ja dieses hier, dieses ähh=ähh, die Siedlung sag ich jetzt mal in Anführungsstrichen ist-, liegt mir auch am Herzen, weil ich hier eingezogen bin '52 und=und immer hier mein Vater hat äh hier den Hausmeister gemacht. Mein Mann hat denn auch den Hausmeister gemacht und alles so Dinge, die=die mir denn so ans Herz gewachsen sind, 'ne (I: Hmm, Ja). (3)“

Frau Dannecke erzählt, eigentlich habe sie beim Umzug des Paares in die Familienwohnung bei dieser Tätigkeit mitwirken wollen. Ihr Mann habe dies jedoch nicht zugelassen, woraufhin sie sich als Reaktion auf diese Ablehnung „was anderes“ gesucht habe.

„Mein Mann machte denn den Hausmeister, und äh also nebenbei auch, und dann hatte ich so gesagt, soll ich dir denn da helfen, und dann hat er gesagt, nö, musste nicht, ne, und dann hab ich gedacht, naja, dann musst- musst du dir ja vielleicht was anderes suchen, und dann stand in der Zeitung, ähm vom vom Seniorenkreis von der AWO die suchten irgend ne Hilfe, na dann hab ich da angerufen [...]“.

Der Grad der Eigenständigkeit dieses Schrittes von Frau Dannecke, und damit wichtige Hinweise auf ihre abstrakte Motivationslage zum Engagement im Allgemeinen, liegen an dieser Stelle im Unklaren. Es handelt sich bei der Frage nach Eigenständigkeit oder Fremdsteuerung durch ihren Partner um einen entscheidenden Aspekt, denn unsere Protagonistin changiert im Laufe unseres gesamten Gespräches mehrfach bedeutsam ihre Erzählperspektive: Zwischen der insgesamt dominierenden Selbstdarstellung in einem „Wir“-Kollektiv, wenn sie von sich und ihrem Mann gleichsam in einem Atemzug spricht, und der „Ich“-Erzählung als eigenständig verantwortliche Akteurin. Grundsätzlich überwiegt erstere Variante: Ihre Narrationen orientieren sich an autoritären männlichen Personen in ihrem Leben.

Im ersten Lebensabschnitt an dem zunächst nicht anwesenden Vater, dem sie in die Stadt folgen, an dessen beruflicher Ausübung sich alles ausrichtet. Später an ihrem Mann, dessen Meinungen immer wieder, insbesondere während der späteren Darstellung ihres politischen Engagements, in die eigenen Aussagen mit einfließen. Die „Hochphase“ ihres Engagements beschreibt Trude Dannecke im Kollektiv mit ihrem Mann sowie Herrn Fuchs, einem Nachbarn in der Siedlung und altem Freund aus Kindertagen, der für sie ebenfalls eine männliche Leitfigur darstellt. In ihrem letzten Lebensabschnitt schließlich, in dem sie nach dem Verscheiden ihres Gatten und zuvor Herrn Fuchs erstmals in ihrem Leben nicht im partnerschaftlichen Kollektiv agieren kann, orientiert sie sich an einer anderen, in diesem Fall öffentlichen, männlichen Autoritätsperson. Sie stellt schließlich den städtischen Sozialreferenten Herrn Lutz in den Vordergrund, und sich und ihr eigenes Wirken als Freiwillige damit in die (für sie offensichtlich gewohnte und gewollte) zweite Reihe:

„Herr Lutz das ist, das habe ich immer gesagt, das ist das, wir sind das Kind von Herrn Lutz, der Kleinkunstverein, ne.“

Insgesamt erscheinen die beiden ersten Schritte in ihr engagiertes Leben durchaus eigeninitiativ: Die Bewerbung bei der AWO und die darauf folgende Leitung einer kleinen SeniorInnengruppe markieren den absoluten Beginn ihres Engagements, waren doch weder ihr Mann noch sie selbst in all den Jahren zuvor, in denen sie im Vorort lebten, freiwillig engagiert. Die Gründung des Arbeitskreises „Schnellstraße“ über zehn Jahre später stellt eine weitere, vielleicht sogar bedeutungsvollere Wegmarke ihres Engagements dar. Denn hier verändert es sich nicht nur quantitativ (und avanciert zur Vollzeitaktivität), sondern auch qualitativ: Frau Danneckes Aktivitäten enthalten, anderes als das primär karitative und kulturelle Engagement zuvor, eine politische Dimension. Das Ziel des Arbeitskreises ist es, sich für das Viertel und gegen ein Bauvorhaben der öffentlichen Hand, nach dem eine große Schnellstraße mitten durch das Viertel laufen würde, zur Wehr zu setzen, und damit von den Protestrechten als Bürgerinnen und Bürger Gebrauch zu machen.

Was motivierte Frau Dannecke, diese beiden entscheidenden Schritte zu tun? Und wie eigenständig liefen diese ab? Einerseits betont sie, sie habe im Rahmen des Bewerbungsgesprächs für ihre Tätigkeit bei der AWO nicht

die Erlaubnis ihres Ehemannes benötigt (eine für eine Ehe ihrer Generation vielleicht nicht ganz unübliche Verfahrensweise, denn bei der Aufnahme ihrer beruflichen Tätigkeit in den 1960er Jahren hatte Frau Dannecke höchstwahrscheinlich noch aus rechtlichen Gründen die Erlaubnis ihres Ehemannes einholen müssen.) Sie grenzt sich an dieser Stelle gegenüber anderen, innerhalb ihrer Ehen weniger emanzipierten, Frauen ab. Sie präsentiert sich stattdessen als autarke Akteurin. Ihr erster Schritt in Richtung Engagement trägt damit, womöglich gerade weil ihr zunächst die Mithilfe bei der Hausmeistertätigkeit von ihrem eigenen Ehemann untersagt wurde, einen gewissen emanzipatorischen Charakter.

Frau Dannecke über ihr Gespräch mit ihrer zukünftigen Vorgesetzten bei der AWO:

„Naja, dann haben wir uns unterhalten, und dann sagt sie, ach, sagt sie, das wäre doch viel besser wenn sie da jetzt so als Gruppenleiterin und so, sprechen sie das mit ihrem Mann durch, ich so, ja das brauch ich nicht mit meinem Mann, ja sagt sie, es gibt, ja es gibt wohl möglich, was ich auch nie geglaubt habe, äh Leute, wo die Frau sagt, sie geht und der Mann will das gar nicht oder so, ich sag, also da brauchen wir keine Angst zu haben, wenn ich das jetzt für mich entscheide, denn ist das, naja, und dann hab ich so, äh mit dieser, die **Gruppenleiterin** die doch denn eben übernommen.“

Auch lassen sich die ersten Schritte des Arbeitskreises „Schnellstraße“ auf ihre Initiative zurückführen. So beschreibt Frau Dannecke, dass *sie* es gewesen sei, die ihren alten Schulfreund aus Kindertagen, Herrn Fuchs, auf der Straße getroffen und gefragt habe, ob er Zeit und Interesse an einer BewohnerInneninitiative des Viertels habe. Die wesentliche Schnittstelle zwischen entscheidenden Akteuren, die im Kern den Arbeitskreis „Schnellstraße“ und um ihn herum viele weitere Aktivitäten im Viertel gestalten, hatte damit Frau Dannecke dargestellt:

„Wie ich sagte, wir hatten einfach irgendwie Angst, dass was passiert was uns Bevölkerung nicht gut tut. Und dann war dieser Herr Fuchs wir kannte uns von Kindheit auf schon [...] Und na ja dann treffe ich ihn zufällig da und da sage ich, [...] eigentlich wollte ich mal bei ihnen anrufen, ja sagt er das machen sie doch mal. Ich sage ja es geht um ein bisschen was ehrenamtliches. Ja, ja sagt er ich habe gerade bin gerade in Vorruhestand gegangen. Ne ich sage, ne das passt ja. Na ja und denn

habe ich zwei drei Tage später habe ich angerufen, habe ihm das so erklärt, dass wir irgendwas da gegen die Schnellstraße und da war er eigentlich gleich Feuer und Flamme und dann ich so ja wir können uns ja mal treffen.“

Gleichzeitig ist die Position hinter ihrem Mann die für sie gewohnte. Der im Viertel bekannte und beliebte langjährige Partner, dessen Wirken sie mit Stolz beschreibt, ist Quell des eigenen Ansehens und sozialen Status, von dem sie mittelbar profitiert. Ersichtlich wird dies etwa an den wenigen Worten, mit denen sie ihn auf unsere Nachfrage hin beschreibt:

„Über meinen Mann? Ja, er war 1,94 groß (I: lachen) sehr gutmütig. Dass sie alle immer gesagt haben er ist so gutmütig (lacht).“

Auch an anderer Stelle, an der sie seine Wirkung auf ihre Freunde, Kolleginnen und Kollegen von der AWO schildert:

„Und mein Mann war immer Liebling, ach die haben ihn immer noch beschenkt und alles (lacht).“

Frau Dannecke stellt in dieser prototypischen Passage, trotz ihrer langjährigen Berufstätigkeit und partiellen Eigenständigkeit im Engagement, ihre Rolle als Ehefrau als zentrale Tätigkeit dar. Was wiederum auf die Sozialisationserfahrungen einer Frau ihrer Generation hinweist, die sich den jeweiligen Rollenvorstellungen entsprechend leise in den Hintergrund stellt.

Derartig devote Passagen sind jedoch nicht das Einzige. Neben ihnen stehen die sich von dieser eingrenzenden Rolle als Mitglied der zweiten Reihe emanzipierenden Elemente. Insgesamt lässt sich schwer der einen Variante („Ich“) der Vorzug vor der anderen („Wir“) geben. Elemente der Selbstständigkeit und des sich Abschottens, der Stolz darauf, als Einzelwesen im Ehrenamt über einen eigenen Bereich zu verfügen, in diesem dem eigentlich höher stehenden Gatten zudem etwas voraus zu haben, wechseln sich stets mit der Betonung des Handlungskollektivs „wir“ ab. An keinem anderen Zeitpunkt des Gesprächs lässt sich dies so deutlich erkennen, wie wenn Frau Dannecke einige Aktivitäten rund um „ihren“ Kleinkunstverein beschreibt:

„Mein Mann war immer, auch beim Kleinkunstverein, er war nie, ist nie im Verein gewesen, aber er hat alles immer so mitgemacht, oder auch für mich gemacht, oder selbst Freude dran gehabt, obwohl er dann immer gesagt hat, hach, ich bin ja nur Laufbursche, oder so, aber er hat es hat es wirklich auch gerne gemacht und hat, hat bei allem, ob es da war oder auch Kleinkunstverein, wie wie sie immer so schön sagen, unsere andere Vorsitzende, im Doppelpack, wir waren immer zusammen, mit meinem Mann, wir waren, die kannten gar nicht (lacht), die eine hat denn gesagt, wo mein Mann dann verstorben war, wieso hast du auch nen Führerschein, ich sag, wieso den hab ich seit 1966, den Führerschein, ja weil wir euch immer nur zusammen, wir haben immer gedacht du fährst gar nicht Auto, ich sag ja doch fahr ich Auto, also so war das immer, das fiel, war immer so zusammen, dass wir immer zusammen waren, das gehörte irgendwie dazu, dass wir eben beide da waren, nicht nur einer, und wenn mein Mann mal nicht da war, dann war Geschrei, wieso wo isser denn, oder so, ne, denn, ne ne, (lacht), also das war schon, dass man immer so.“

Trude Dannecke erscheint verhältnismäßig unsicher, wenn sie allein agiert, ist aufgrund des gewohnten Auftretens im „Doppelpack“ unsicher, was *ihre* eigene Identität ausmacht, was zu *ihren* eigenen Fähigkeiten und Stärken zählt. Zugleich profitiert sie vom sozialen Status und den Qualifikationen starker Männer in ihrem Leben; schmückt sich mit den Herren und deren Leistungen, die sie zwar nicht nachahmen oder gar zu ihnen in Konkurrenz treten möchte, an deren Vorbild sie sich jedoch orientiert. Sich überhaupt zu engagieren, dieser Schritt lässt sich damit vermutlich auf den äußeren Anstoß und das männliche Vorbild von Anderen zurückführen. Das Engagement, gerade was die Aktivitäten ohne ihren Partner betrifft, bietet ihr jedoch einen wichtigen Lern- und Erfahrungsraum als Individuum. Dass sie es aufrecht erhält und im Laufe der Jahre immens ausweitet, lässt sich damit durchaus auf ihre eigene Initiative zurückführen.

b. Erhöhung des sozialen Status

Sowohl aus der Erzähl- und Argumentationsstruktur von Frau Dannecke in der Gegenwart, wie aus dem Wissen, das wir über ihr erlebtes Leben gewinnen konnten, ergibt sich für uns, dass ihr Handeln als Freiwillige im Viertel in erster Linie das Bedürfnis anleitet, einen gewissen sozialen Status zu erreichen. Sie scheint stets darum bemüht, dem einstig besser gestellten sozialen Status ihrer Familie, den diese im Laufe ihres Lebens aufgeben

musste, in ihrem jetzigen Handeln und Denken zu entsprechen. Hierzu gehört auch, sich in der Viertelöffentlichkeit zu engagieren. Trude Danneckes Aktivitäten sollen sichtbar sein, der repräsentative und leitende Aspekt ihres Tuns steht stets im Zentrum. „Wer man ist“, ist ein zentrales Argumentationsprinzip, um das ihr freiwilliges Handeln kreist. Dabei erscheint es ihr nicht nur wichtig, in ihrem Engagement wahrgenommen und anerkannt zu werden, sondern dieses auch in einer leitenden Funktion auszuüben. Denn diese erlaubt es ihr, vermutlich in Einklang mit der aus dem Elternhaus übernommenen familiären Selbstsicht, sich über das Gros der Bewohnerinnen und Bewohner abzuheben. Sie kann sich damit überdies von dem eigentlich unterhalb ihres gefühlten eigenen sozialen Status befindlichen Viertel distanzieren.

Welche Indikatoren unterstützen eine derartige Interpretation ihres jetzigen Handelns? Wenn Frau Dannecke innerhalb ihrer Lebensgeschichte von Missständen, Geldproblemen oder Armut, also von nicht den Standards einer gehobenen Mittelschicht genügenden Anekdoten berichten muss, um eine Argumentationslinie fortzuführen, so neutralisiert sie dieselben, indem sie sie in die vergleichsweise normalen Standards des gesellschaftlichen Umfelds der damaligen Zeit einbettet:

„Damals hatte man ja noch kein Auto, da hatten wir’n Heinke-Rolle“.

„Da war jeder froh damals, dass man was hatte“.

„Das war ja nun auch so, hatten selber kaum Platz, aber es wurde noch vermietet, weil ja jeder Geld brauchte [...] jeder hat hier irgendwo vermietet“.

Ihr Engagement entspricht einem bestimmten Typus, der teilweise den von ihr genannten Motivations- und Handlungsstrukturen widerspricht. So versucht Frau Dannecke, ihre Tätigkeit im Stadtteil als eine klassische Aktivität besser situierter Kreise darzustellen, als ein typisches Ehrenamt von Mittel- bis Oberschichten, die aus einem abstrakten Wertekanon heraus, „der Gesellschaft“ etwas zu Gute kommen lassen wollen. Zugleich hat Frau Dannecke zum Zeitpunkt des Erzählens diesen sozialen Status eigentlich nicht inne. Als Kern ihres ehrenamtlichen Handelns scheint sie weit weniger das Motiv „der Gesellschaft etwas zurückgeben wollen“ zu motivieren, als vielmehr, zunächst die eigenen (bislang unerfüllten) Statusbedürfnisse zu befriedigen. Mit Blick auf die Art und Weise, wie sie vom Werdegang ihrer Familie berichtet, erscheint sie weniger der Gesellschaft in abstrakter

Weise für erfahrene Gutmütigkeit zu danken, als vielmehr der Ansicht zu sein, dass ihrer Familie und ihr selbst Unrecht widerfahren sei und wenn, dann „die Gesellschaft“ ihnen etwas schulde. Ihr gesamter Einsatz als Ehrenamtliche ist damit weniger ideell angeleitet, sondern entspricht im weitesten Sinne dem Status von Erwerbsarbeit. Diese Logik erkennt man unter anderem an ihrer gehäuften Verwendung des Begriffes „ehrenamtlich“, diesen Terminus nutzt sie synonym mit „unentgeltlich“ – und betont damit die ökonomische/finanzielle Komponente:

„Mein Vater hatte d-, sich auch engagiert, alles ehrenamtlich im Grunde genommen, außer die erste Zeit, wie er hier den Hausmeisterposten, ich weiß das gar nicht, hundert Eu-, hundert D-Mark hat er dafür gekriegt, ne, also das war auch noch alles am Anfang ehrenamtlich, ich weiß nachher gar nicht, mein Mann hat dann nachher ein bisschen mehr gekriegt.“

Auf die permanente Orientierung an besseren Verhältnissen weist auch Frau Danneckes wiederkehrender Bezug zu den Vereinigten Staaten und der dortigen Kultur hin. Bereits in der Eingangserzählung ihrer Vita berichtet sie, wie ihre Familie gegen Kriegsende gemeinsam mit amerikanischen Truppen in den Westen gereist war. Ein für ihre Amerika-Vorliebe vielleicht ausschlaggebendes Erlebnis. Im Laufe ihres Lebens mehren sich ab diesem Zeitpunkt die Amerika-Bezüge: Danneckes Ehemann hört mit Jimmy auf einen englischsprachigen Spitznamen. In ihren Beschreibungen ihres neu errichteten Wohnblocks im Viertel der 1950er Jahre finden die Müllschlucker und Klimaanlage, also für die damalige Zeit moderne und nach amerikanischem Vorbild installierte Gerätschaften, eine besondere Betonung. Sie identifiziert sich stark mit ihrem Viertel, das passenderweise den Namen der wohl bekanntesten amerikanischen Großstadt trägt. Und schließlich bezeichnet sie die erste Nordamerikareise, die sie gemeinsam mit ihrem Gatten in den 1960er Jahren unternimmt, als absolutes „High-light“. Es ist anzunehmen, dass die Emigration einiger ihrer Verwandten in die USA ebenfalls einen gewichtigen Eindruck auf die in Deutschland lebende Trude Dannecke ausübte.

Für die Interpretation ihres Handelns aus der Statusfrage heraus spricht überdies ihr stetiges Bemühen, den Gesamtstatus des Viertels zu verbessern. Viele symbolische Akte, die sie meist in Zusammenarbeit mit ihrem Mann initiierte, sollen den Ruf des Viertels nach außen hin aufpolieren: Da

werden ein Wappen und eine Hymne entwickelt, in der Stadtteilzeitung bunt das Zusammenleben beschrieben, sich in der Zeit ihres Schnellstraßen-Engagements um das öffentliche Ansehen ihres Lebensumfeldes gesorgt und so weiter. Das Nachbarquartier etwa beschreibt sie an einer Stelle leicht eifersüchtig als ein Viertel mit KünstlerInnen, MalerInnen und so weiter, als sozial besser gestelltes Viertel, in dem andere Aktivitäten stattfinden (können) als im eigenen Stadtteil. Auch dieser Vergleich mit den statushöheren Berufsgruppen des KünstlerInnenmilieus weist auf die gesellschaftliche Ebene hin, an der sie sich orientiert.

c. Bescheidene dörfliche Kindheit versus Orientierung an „Besserem“

Hier liegt zugleich eine wichtig Ambivalenz in Danneckes Wirken: Denn einerseits orientiert sie sich an einem gehobenen sozialen Status. Am Eltern-Narrativ, sozusagen, demzufolge der Umzug vom dörflichen Vorort in das von Neubauten geprägte und innerstädtischere Quartier in den 1950er Jahren einen sozialen Aufstieg bedeutet hatte. Frau Dannecke über das damalige Viertel:

„Es war nicht groß, aber für die damaligen Verhältnisse war es was, dass man überhaupt ne Wohnung wieder hatte.“

Im Stadtteil nehmen ihre Eltern im Folgenden gehobene Positionen innerhalb der lokalen Bürgergesellschaft ein. Trudes Vater steht der Interessenorganisation unter Mieterinnen und Mietern vor, ihre Eltern übernehmen bei Stadtteil- und Kinderfesten leitende Funktionen, in denen sie „alle zusammenstromein“. Als sie 1960 mit ihrem frisch verheirateten Ehepartner das Viertel verlässt und erneut in einen dörflichen Vorort zieht, muss sich ihre Mutter offenbar wegen des sozialen Abstieges ihres Sprösslings gegen kritische Stimmen aus ihrem Umfeld zur Wehr setzen:

„Nee, das war ja damals noch Dorf, ist ja erst 1975 eingemeindet worden, und dann sagten viele so hier aus dem, zu meiner Mutter, was, ihre Kinder ziehen aufs Dorf? Aber äh, und denn zogen später wo wir denn eingemeindet waren zogen dann später die Kinder auch dahin, und denn hieß es der Villenvorort, da haben wir dann immer so (lacht) gewitzelt, haben gesagt, ja (lacht), ne.“

Andererseits weisen einzelne Passagen innerhalb ihrer Erzählung darauf hin, dass sie sich in ihrer Kindheit im dörflichen und armen Vorort durchaus wohl gefühlt hat. Mit der damaligen sozial prekären Lebenslage verbindet sie – anders als ihre Eltern – insgeheim durchaus positive Assoziationen.

„Und wir-, ich hab mich eigentlich im Dorf wohl gefühlt äh denn wie wir hier in die Stadt ziehen sollten habe ich immer gesagt, ich bleibe hier. (I.: lachen). Also irgendwie, sage ich heute noch manchmal, ich bin glaube ich doch ´ne Dorfbewohnerin.“

Dies führt zwar nicht so weit, dass sie sich selbst mit den sozial schwachen Lebenslagen und der „Unterschicht“ im „Problemviertel“ identifiziert. Der zentrale Antrieb ihres Engagements liegt vielmehr in den Normen und Wertmaßstäben ihres Elternhauses begründet. In einem gehobenen bürgerlichen Milieu, in dem man zum Beispiel Feste feiert und die Leitungsfunktion eines Ehrenamtes übernimmt. So mieten Trude Dannecke und ihr Mann in ihrer zweiten Lebenshälfte eine Ferienwohnung auf Sylt, wo sie ausgiebige Tanzfeste für ihren Freundeskreis ausrichten. Die Schilderungen dieser Feste tragen fast bohèmehafte Züge. Mitunter verteidigt sie jedoch gewisse Vorzüge des Milieus, das sich unterhalb der KünstlerInnen- und MalerInnenebene befindet. Etwa in ihrer Beschreibung der Zusammenarbeit des Kleinkunstvereins mit ähnlichen Initiativen in Nachbarquartieren:

„Und und da habe ich es immer so ein bisschen, ein bisschen schwer so mit den Altstädtern¹¹¹, ne. Wir haben nun, die die anderen beiden Vorsitzenden sind aus Altstadt und ich Neustadt. Und dann ist das immer so ein bisschen äh sie sagen zwar nein es ist nicht, aber ich fühle immer so dass es doch das es halt na ja die Altstädter sind was anderes, wir sagen immer so schön, das sind die Künstler und wir sind die Praktischen (lacht).“

Auf Bitte um ein erklärendes Beispiel führt sie weiter aus:

111 In diesem und in den folgenden Zitaten wurden die Namen der Stadtteile durch „Altstadt“ und „Neustadt“ ersetzt, um bei einer Anonymisierung den Sinngehalt der Aussagen nicht zu verzerren. „Neustadt“ bezeichnet dabei das Viertel, in dem Frau Dannecke wohnt.

„Naja. Neustadt ist ja nun kein, keine reichen Leute. Wir haben nicht so so viel, und auch keine Künstler die wir aufweisen, kaum Künstler die wir vorweisen n können. Und in Altstadt sind so, wie gesagt, die Künstler hier die Puppen, die die Puppen macht oder die andere ist eine Malerin, die andere Vorsitzende. Das das sind so so und da ist das so ein bisschen anders. Obwohl wir jetzt hier auch äh machen (sie holt einen Werbeflyer) da geht es auch wieder drum, da haben wir ja Straßenfest, ich weiß nicht ob sie das (I: Ja, ja.) Ja ja und das ist, ist eigentlich hier in Neustadt, jetzt sind die Altstädter aber auch wieder, ja sie wollen wohl was machen, aber sie fühlen sich dann nicht nach Neustadt [...] Ne. Aber das ist so ein bisschen schwierig jetzt die die Altstädter hier herzukriegen.“

Sie identifiziert sich damit eher mit den „praktischen“ BewohnerInnen des eigenen Viertels als mit den (ab-)gehobenen NachbarInnen, die sie für ihren herablassenden Blick kritisiert. Zugleich kann sie es nachvollziehen, dass man herablassend schaut, denn sie empfindet KünstlerInnen- und wohlstuierte Milieus als durchaus anziehend.

Schließlich beschreibt sie ihre Jahre im Vorort, in dem sie die ersten Ehejahre gemeinsam mit Jimmy verbrachte, in wohlklingenden Tönen:

„Ja, im Vorort haben wir uns eigentlich auch sehr wohl gefühlt, muss ich sagen, und äh haben erst wie wir dann hier wieder hergekommen sind, äh, ich wieder, mein Mann ja sowieso nicht, aber denn, erst ein bisschen nicht Schwierigkeiten aber erstmal alles im Vorort noch gemacht, ob es der Friseur war oder der Markt war oder, bis wir denn gesagt haben nee wir müssen uns jetzt mal irgendwie da ein bisschen lossagen, obwohl heute ist noch, wenn ich da hin komme, ist immer noch so wie Heimat im Grunde genommen.“

Immer finden sich in Frau Danneckes Erzählung also Hinweise auf dieses ambivalente Muster, auf ein Zerrissen-Sein zwischen verschiedenen Heimen und zwischen ihren eigenen sowie den aus ihrem Elternhaus übernommenen Wertungen. Sie wählt sowohl für ihren Stadtteil, als auch die dörflichen Vororte, in denen sie früher gewohnt hat, die Bezeichnung „Heimat“ und benutzt damit einen Begriff, der eigentlich nur für eine Sache reserviert ist. Ihre Unsicherheit, Vorzüge sowohl in der einen wie auch in der anderen Variante zu finden und damit nicht recht zu wissen, welche Wahrnehmung nun die richtige sei, tarnt Trude Dannecke mit nur auf den ersten Blick eindeutigen Zuschreibungen: Der Stadtteil sei ihr zu Hause.

Nein, oder doch das Dorf von früher? Wo sie, selbst als die Danneckes bereits nicht mehr dort wohnen, immer wieder zur Ladenzeile zurückkehrt, weil man sie dort noch kennt und in guter Erinnerung behalten hat.

Offensichtlich fiel es Frau Dannecke im Laufe ihres Lebens alles andere als leicht, sich an verschiedenen Orten beheimatet fühlen zu müssen, immer wieder den Wohn- und Lebensort zu wechseln, menschliche Beziehungen kappen und neu knüpfen zu müssen. Für den Typus ihres Engagements ist dieser Aspekt, das Zerrissen-Sein zwischen zwei Schichten und die starke Verbundenheit mit ihrem jeweiligen Wohnort, in mehrfacher Hinsicht relevant: Erstens regt das Motiv, die soziale Position „ihres“ Viertels zu erhöhen, ihr Handeln an. Zweitens weist er auf ein abstraktes Handlungsmotiv, die romantisierte – zum Teil vielleicht auch ärmliche – Dorfgemeinschaft hin. Und drittens erklärt die Suche nach „einer“ Heimat, der Versuch, sich eindeutig zu verorten und einen Ruhepol zu finden, einen typischen Charakterzug ihres Engagements: Seine Stetigkeit, Verlässlichkeit und Konstanz. Von außen und kritisch betrachtet ließen sich ihre Aktivitäten nahezu als langweilige bezeichnen, Aktivitäten, die für Trude Dannecke jedoch Sicherheit und Konstanz, ja fast die Verlässlichkeit einer Heimat, bedeuten.

„Ihr“ Viertel bedeutet Trude Dannecke damit außergewöhnlich viel. Ihr Verhältnis zum Viertel, insbesondere der Nukleus, ihre Wohnung, hat für sie eine enorme Bedeutung, da es, insbesondere nach dem Wegfall der engsten Familienmitglieder (Tod der Eltern sowie schließlich der Tod des Ehemannes) ihr zuhause darstellt. In Kooperation mit anderen alteingesessenen Nachbarinnen und Nachbarn hatte das Ehepaar stets die historische Aufarbeitung der Geschichte des Stadtteils unterstützt, die Erinnerung an das „Klein-New York“ der 1950er Jahre und damit an Teile von Frau Danneckes Kindheit wieder aufleben lassen. Die (zum Teil erfundenen) Quartierstraditionen und Symboliken, wie das Wappen, die Hymne oder das Installieren einer Stadtteilzeitung, bilden damit einen nicht zu unterschätzenden Kern ihres Engagements. Denn sie werten nicht nur das soziale Image des Viertels auf, sondern sie stabilisieren zudem den Ort, an dem Frau Dannecke lebt. Er wird zu ihrer Heimat und Konstante.

d. Gutmütigkeit versus Ellenbogenmentalität

Auf der Suche nach abstrakten Werten oder sozialmoralischen Einstellungen, an denen Frau Dannecke ihr Handeln ausrichtet, fällt beim ersten Hinsehen die Geschichte ihrer Mutter auf, die ihre Tochter nacherzählt:

„Und äh ja, das war eigentlich auch ´ne tragische Geschichte im Grunde genommen. Äh wir hatten so bei Dresden ähm so ´n Wochenend-, ach das wäre ja-, ´n Wochenendhaus und wo dann jetzt die Fliegerangriffe waren sind wir denn in dieses Wochenendhaus. Und die Wohnung in Dresden war ja nun frei. Und meine Mutter war sehr gutmütig und da waren ja schon an und für sich schon Flüchtlinge, die ´43/´44 schon aus Schlesien und=und=und Ostpreußen und so kamen und dann war ´ne Frau mit zwei Kindern und da hat meine Mutter die aufgenommen. Und hat gesagt wir sind ja da-, wohnen da. Kann da wohnen. War alles drin geblieben. Tja und wie denn der Russe kam wollte meine Mutter denn da was aus ihrer Wohnung und da hat die denn gesagt, nee, wenn=wenn meine Mutter nicht verschwindet, dann lässt sie sie abholen. Und das war ja ´ne schlimme Zeit damals und da hat meine Mutter nicht. Also wir haben da alles liegen-, stehen und liegen lassen müssen (I: Hmm) äh und nichts mehr. Darum, manchmal wenn ich so denke so Gutmütigkeit, dann denke ich immer, ja Mutti ist so reingefallen (lacht) mit ihrer Gutmütigkeit, ´ne. Also das war keine schöne Erinnerung.“

Nun lassen sich mehr als 60 Jahre später nur schwerlich weiterführende Informationen über die damaligen tatsächlichen Abläufe und Konfliktlinien gewinnen. Den Versuch, die von Frau Dannecke verinnerlichte Motivations- und Denkstruktur in ihrem Engagement herzuleiten, muss das jedoch nicht beeinflussen. Hierfür folgen wir vielmehr der ‚Gutmütigkeit-lohnt-sich-nicht‘-Erzählung und dem, was sie womöglich für ihr Handeln in der Gegenwart bedeutet. Es verbirgt sich dahinter eine Moral der grundlegenden Skepsis und des Misstrauens gegenüber anderen, die Mahnung an die Tochter, nicht zu viel zu geben, da man am Ende Gefahr laufe, selbst mit leeren Händen da zu stehen. Im Grunde beschreibt Frau Dannecke damit das Kontrastbild dessen, was die heutige Engagementpolitik anstrebt: Eine

Gemeinschaft, die von starkem Sozialkapital,¹¹² Vertrauen¹¹³ und gemeinschaftlichem Miteinander geprägt ist. In der der oder die Einzelne der abstrakten Gemeinschaft etwas zurück gibt und vertrauensvoll damit rechnen kann, dass man ihm oder ihr im Notfall zur Seite steht. Die Geschichte ihrer Mutter betont etwas ganz anderes. Und zwar ein Ellenbogenprinzip, dass sich womöglich ebenso in Nachkriegserfahrungen der Mutter wiederfindet, in dem Versuch, die Familie inmitten materieller Mangelerfahrungen durchzubekommen und mit dem Wenigen, über das man verfügte, auszukommen.

Dieses Prinzip findet man in der praktischen Ausführung des Engagements von Frau Dannecke wieder. Sie beschreibt die Auseinandersetzungen mit den NachbarInnen aus dem anderen Stadtteil, eigentlich PartnerInnen in ihrer Kulturinitiative, die sie – wie das eigene Viertel selbst – als jeweils auf sich allein gestellt erachtet:

„Also da bin ich auch, wenn es nun auch in Neustadt ist, das ist nun auch immer noch dieses mit Altstadt und Neustadt gerade jetzt wieder, ja wir möchten in Alt-Altstadt auch noch n Raum, ich sag, da müsst ihr denn zusehen, ich sag, ich habe hier für uns fü- gekämpft, dass wir überhaupt n Platz haben (I:hm), ne? Als dass da das müssen se nu selber machen (lacht), ne?“

Der Begriff Gutmütigkeit (oder gutmütig) sticht aus den Beschreibungen Trude Danneckes immer wieder heraus. So beschreibt sie sowohl ihre Mutter und damit indirekt sich selbst, als auch ihren Mann als gutmütig.

„Joa, über meine Mutter, ja die war eigentlich sehr gutmütig, sehr temperamentvoll, viele sagen ja immer so, ja ne, ich wäre ja meine Mutter, ne.“

112 Vgl. zu dieser Thematik beispielsweise Putnam, Robert D. (Hrsg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh 2001.

113 Vgl. beispielsweise Uslaner, Eric u.a.: Voluntary Associations, Trust, and Civic Engagement: A Multilevel Approach, in: Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly, Jg. 37 (2007) H. 2, S. 249-263; Brown, Mitchell: Inequality, Trust and Civic Engagement, in: American Politics Research Jg. 33 (2005) Nr. 6, S. 868- 894.

Ihr Mann wiederum sei „fast zu gutmütig“ gewesen, erinnert sie sich. Allerdings nutzt sie den Terminus an dieser Stelle nicht nur negativ und im Sinne der Wohnungsnarration inmitten des kriegsgebeutelten Dresden. Gutmütig ist für sie gleichzeitig, ganz anders als im genannten Mantra ihrer Mutter, eine tugendhafte Haltung, die sie zum Teil selbst erfahren hat. Zuletzt etwa durch andere Engagierte im Viertel, die sie und ihren Kleinkunstverein praktisch unterstützten. Diese einzelne Geschichte überhöht Trude Dannecke gar sofort, und macht eine derartige „Gutmütigkeit“ im letzten Satz zur typischen vierteiligen Tugend. Der Stadtteil sei „immer so“:

„Ach beim Untermerverein war hatten wir Mitgliederversammlung und da saß er neben mir und dann kam er auch darauf, doch Herrn Himmelblau und in in inner Kirche ist er ja auch (I: hmh) Kirche ist er ja, doch er und un- er hatte ja früher eh so hier so Transportmöbel und sow- und da hat er uns schon mal irgendwas. Und dann hatte ich irgendwann mal gesagt, für unsere Kleinkunsthöhne da, ich sag, wir brauchen unbedingt mal n Garderobenständer, ich sag, wenn sie mal irgendwo n Garderobenständer oder war nicht lange rief er an, wir ham jetzt n Garderobenständer, ich sag, na gut, ich sag, können sie ihn bringen, ja wir bringen ihn, und jetzt sag, jetzt fehlen mir aber noch Bügel, (lacht I. lachen) denn rief seine Frau und sagt Bügel hab ich noch, ich sag, na gut, ja so so ist so ist das hier so ist das hier (lacht) dass man denn so, und jetzt ging's auch darum, was wollten denn? Irgendwas wollten wir auch, von von Nachbarschaftstreff transportiert haben, ah, müssen wir mal Herrn Himmelblau nochmal, obwohl er ja das abgeben hat, aber er ist mischt ja doch irgendwie noch, in irgendeiner Weise mischt er immer mit und denn, ne? Nee, Nee das sind so so Sachen so, hier im Viertel, ist immer so.“

e. Deutsch-preußischer Wertekanon

Aussagekräftig für Wahrnehmung und Hintergründe ihres Engagements ist die Wortwahl, mit der Frau Dannecke ihren zivilgesellschaftlichen Alltag beschreibt. Sie entstammt fast ausnahmslos einem preußisch-deutschen Ordnungskanon, der von hierarchischem Denken und bürokratischen Strukturen geprägt ist. Auch militärische Metaphern durchziehen ihre Erzählung. So spiegelt sich in ihrer Art zu erzählen die Ausdrucksweise eines Mitglieds einer von Krieg und Militär geprägten Generation wider. Beispielsweise ist im Zusammenhang mit ihrer Arbeit von der „Oberaufsicht“ oder

„Clubleitung“ die Rede, auch von einer der Darstellung nach unverhältnismäßig elementar erscheinenden Auseinandersetzung um ein Büro mit Fenstern, das für Frau Dannecke und ihre Initiative nicht nur eine schöne Aussicht, sondern auch eine bessere hierarchische Position verheißt. Hierum „kämpfte“ sie mit allen Mitteln, focht gewissermaßen die Schlacht ihres Lebens, eine Schlacht, die sie schließlich gewann, denn: *„Wenn man so 'ne Sache denn macht man das auch zu Ende.“* In der Wahl ihrer Worte spiegelt sich damit auch ein Teil ihres Wertekanons: „nu haste so lange gekämpft“, da würde „bis zum Schluss durchgehalten“.

Ihre Durchhalteparolen beschreiben ein persönliches Pflichtgefühl, aus dem sich nicht nur der inhaltliche Erfolg, sondern auch ihr Rang innerhalb der Hierarchien herleiten lässt. Für das Engagement und die damit zusammenhängenden Strukturen zählt Danneckes Wahrnehmung nach eine gewisse „Sitzfleischlogik“, der zufolge jemand, der bereits lange Jahre dabei ist und viele Erfahrungen aufweist, auf Weisheit und Würde zurückgreifen kann, die ihn über Andere erhaben machen. Immer wieder erwähnt Frau Dannecke, das „habe man doch bereits gemacht“ oder das sei doch „überhaupt nicht neu“. Mit diesen und ähnlichen Kommentaren wertet sie nicht nur die neuen Initiativen ehrenamtlicher Kolleginnen und Kollegen herab, sie erhebt sich über sie hinweg. Folgerichtig ist für sie die offizielle Anerkennung ihres Engagements durch höhere Personen der Verwaltung, etwa durch den Bürgermeister, Landtagsabgeordnete bei einer ihrer bürgerschaftlichen Aktivitäten im Rahmen des Arbeitskreises Schnellstraße, von denen sie uns mit stolz berichtet und Fotos präsentiert, wichtig. Sie motiviert sie, da es sich bei einer solchen „Urkunden“-Wertschätzung um die für ihren Typus passende Form der Anerkennung handelt, die sie im Folgenden zu weiteren ehrenamtlichen Leistungen ermuntert.

Ihr deutsch-preußisch geprägter Wertekanon, der sowohl Pflichtgefühl, Durchhalte-Rhetorik wie hierarchische Rangvorstellung durch langjähriges Engagement beinhaltet, wird jedoch für Trude Dannecke zum Teil auch zur Bürde. Etwa, wenn sie sich nicht zum Nein-Sagen entschließen kann, wenn mehrfach mit der Bitte, hier oder dort mitzumachen, an sie herangetreten wird und sie dem äußeren Druck kein Paroli bieten kann.

„Aber manchmal war ich da auch, wie sie sagen, hab ich dann auch gesagt, nee, ich will nicht mehr, aber dann hast wieder gedacht, nee jetzt“.

„Dadurch dass ich nun hier im Stadtteil al- viele kannte, ist das denn auch irgendwie alles so vermischt gewesen, und, und heute noch, jeder, wie sie sagen, kennt mich, oder irgend sowas, weil ich schon mal irgendwo denn aufgetaucht bin, und mit der Stadtteilzeitung haben wir denn gemacht, und es war, irgendwie fühl ich mich hier auch so, auch ein bisschen manchmal verantwortlich, wo ich denn sage, oh nee, du musst nicht schon wieder oder immer noch, und, denn aber, man kann denn nicht aus seiner Haut raus (lacht), ne.“

An mehreren Gesprächsstellen tauchen Hinweise auf Gefühle der Überforderung, ja Überlastung, auf. Sie werden häufig von Hinweisen auf einen inneren Stolz gefolgt, diese Herausforderung dann doch angenommen und erfolgreich gelöst zu haben. Trude Dannecke befindet sich damit streckenweise inmitten eines Teufelskreises des Ehrenamts, als ein Vollzeitprofi, dem die Arbeit mitunter auch zu viel wird, der dies jedoch schwerlich zugeben vermag.

Neben der Bedeutung für ihre inneren Motivlagen lässt sich aus diesen Passagen, dem vielfach wiederkehrenden Rückgriff auf die Viertelgestalterin Trude Dannecke, die geringe Auswahl an Alternativen herauslesen. Die Anzahl an Charakteren wie sie, die sich einen Namen gemacht haben, die bekannt, verlässlich und gewillt sind, etwas zu einer Aktivität beizutragen und die zudem über das gewisse Selbstbewusstsein verfügen, sich diesen Schritt auch zuzutrauen und die im Viertel leben, erscheint begrenzt.

5.3 FAZIT

Frau Dannecke hat sich die spezifische Form ihres bürgerschaftlichen Selbstbewusstseins durch langjährigen Einsatz und den Erfahrungsschatz einer älteren Bewohnerin erstritten, sieht das Gewicht ihres Engagements darin, quantitativ mehr zu tun, als die anderen. Anders als viele Ehrenamtliche kann sie regelmäßig anwesend und verlässlich sein. Insbesondere in den Passagen, in denen sie zunächst den Verwaltungskampf um ein eigenes Büro für den Kleinkunstverein, dann um ein besseres Büro mit Fenster beschreibt, wird die Zentralität des Engagements für ihr Leben offensichtlich. Weder eine Vollzeittätigkeit im Beruf noch die alltäglichen Anforderungen eines Lebens als Mutter hatten hier andere Schwerpunkte gesetzt. Vielmehr ließen Frau und Herr Dannecke, vom Zeitpunkt ihres Einzuges im Stadtteil

an, ihre Energien vollständig in bürgerschaftliche Aktivitäten vor Ort fließen. Die Gemeinschaft mit ihrem Partner erlaubte ihr zugleich die Orientierung an einem männlichen Vorbild, hinter das sie in ihrer Rolle als stolze Ehegattin ebenso zurücktreten wie von ihm profitieren konnte. Ihre Selbstsicht und Selbstdarstellung werden insgesamt von der Frage getrieben, wie sie von anderen angesehen und eingeordnet wird. Von der Ungewissheit, welche soziale Position sie und ihr Mann, sie und ihre Familie, oder ihr Wohnort im Ganzen, einnehmen. Die eigene Position im sozialen Gefüge bestimmt damit die Aktivitäten des Ehepaares Dannecke früher, sowie der verwitweten Trude Dannecke heute. Von der Sorge um den Verlust des Ansehens vom Viertel, wenn dort die Schnellstraße gebaut wird, über das Erschaffen von symbolischen Traditionen und Akten für das Stadtviertel, bis hin zum Kämpfen für statusadäquate Räumlichkeiten „ihres“ Kleinkunstvereins: Stets ist es der soziale Status und die offizielle Anerkennung von Anderen, die Frau Dannecke antreiben. Mit der Verbindlichkeit, die ihr Einsatz mit sich bringt, bildet sie zugleich Schaffensräume für bürgerschaftliche Aktivitäten. Sie bereitet und erhält den Rahmen für die kreative und praktische Handlungskraft vieler weiterer Engagierter, die ohne ihr Wirken nicht nur um eine Viertel-Fahne oder Zeitschrift ärmer wären, sondern mit ihr auch die Nachhaltigkeit von Strukturen verlieren würden, die gerade in sozial schwachen Stadtvierteln so dringend notwendig erscheint.

6. Milena Kruse – Die professionelle Gestalterin

Als Leiterin des Nachbarschaftstreffs der Arbeiterwohlfahrt wurde uns Milena Kruse von nahezu jeder befragten Person als prägende Kraft des Stadtviertels genannt. Insbesondere für die Gruppe der SpätaussiedlerInnen aus Osteuropa und Russland ist sie eine zentrale Ansprechpartnerin, ihre Angebote richten sich aber auch an alle anderen BewohnerInnen des Stadtteils. Sie ist in die aktive Planung und Durchführung einer Vielzahl von sozialen Projekten eingebunden, die sich vorrangig mit dem kulturellen Austausch zwischen verschiedenen ethnischen und sozialen Gruppen im Viertel sowie der Förderung von benachteiligten Jugendlichen und Frauen beschäftigen. Obwohl ihr Engagement damit zu einem beträchtlichen Teil deckungsgleich mit ihrer bezahlten Arbeit ist, fällt sie doch jederzeit auch dadurch auf, neben ihrer hauptamtlichen Tätigkeit bzw. darüber hinaus im Viertel äußerst aktiv zu sein. Parallel zu früheren Beschäftigungen hatte sie außerdem bereits begonnen, sich auch ehrenamtlich für die Belange von MigrantInnen zu engagieren, weshalb es sich bei ihrer heutigen Tätigkeit zu einem Stück weit auch um die konsequente, mittlerweile bezahlte Fortführung ihres einstigen Engagements handelt. Frau Kruse zählt daher zum Typus der ViertelgestalterInnen, auch wenn man ihre Position im Viertel am ehesten mit der einer Sozialarbeiterin vergleichen könnte. Sie repräsentiert dabei einen höchst professionellen Typus von ViertelgestalterInnen, bei dem zivilgesellschaftliches Ehrenamt und bezahlte Arbeit kaum zu trennen sind. Nichtsdestotrotz übernimmt sie dadurch nicht nur selbst eine extrem wichtige Funktion für den Stadtteil, sondern schafft durch ihre professionelle

Stellung und ihre Kompetenzen auch einen Raum, in dem weitere ViertelgestalterInnen aktiv werden können.

6.1 KURZBIOGRAPHIE

Milena Kruse wird 1956 als älteste Tochter einer deutschstämmigen Bauernfamilie in Polen geboren. Eine jüngere Schwester kommt ein Jahr später zur Welt, ein jüngerer Bruder folgt 1958. Als sie sechs Jahre alt ist, stirbt die Mutter, die Kinder erleben dabei den Tod und die erfolglosen Rettungsversuche von Vater und Nachbarn mit. Da sich der Vater nach dem Tod seiner Frau für ca. zwei Jahre in einer depressiven Phase befindet, wachsen die Kinder auf dem Hof der Großmutter in der Obhut von drei verwitweten Tanten auf. Nachdem er seine Depression überwunden hat, kommt auch der Vater auf diesem Hof im selben Dorf unter.

Die Kinder haben insbesondere in der Grundschulzeit unter ihrer Deutschstämmigkeit zu leiden. Dies betrifft allerdings vor allem den jüngeren Bruder und den Cousin von Milena Kruse, sie selbst gibt an, nie Nachteile aufgrund ihrer ethnischen Herkunft gehabt zu haben. Sie entwickelt sich zu einer guten Schülerin und kann nach der Grundschule das Gymnasium besuchen, das sie mit dem Abitur abschließt. Nach einem kurzen Aufenthalt bei ihrer Verwandtschaft in Westdeutschland beginnt Frau Kruse, in Breslau Germanistik und Pädagogik zu studieren. Nach ihrem erfolgreichen Studium arbeitet sie zehn Jahre als Deutschlehrerin in einer Internatsschule in Polen.

Ende der 1980er Jahre, kurz nach dem Tod ihres Vaters, entschließt sich Milena Kruse, Polen zu verlassen und nach Deutschland auszuwandern. Dort kommt sie bei Verwandten unter. Da ihr polnischer Hochschulabschluss in Deutschland nicht in Gänze anerkannt wird, kann sie zunächst nicht in ihrem alten Beruf arbeiten. Sie übernimmt stattdessen immer wieder unterschiedliche befristete Tätigkeiten, unter anderem für die Stadt, in denen sie sich insbesondere um AussiedlerInnen aus Polen und Russland kümmert. Neben ihrer bezahlten Arbeit beginnt sie außerdem, sich ehrenamtlich für die Belange der osteuropäischen MigrantInnen zu engagieren.

An der Berufsbildenden Schule in der Stadt übernimmt sie schließlich im Rahmen eines Modellprojekts einen Förderungs- bzw. Integrationskurs für ältere SchülerInnen aus Russland. Das Projekt wird allerdings nicht ver-

längert, sodass Frau Kruse nach zwei Jahren Lehrtätigkeit erneut keinen festen Arbeitsplatz hat. Fast ein Jahr lang bleibt sie arbeitslos, bevor sie im Winter 1992 eine auf drei Monate befristete Stelle der AWO für soziale Arbeit im Viertel annimmt. Nachdem ihre Stelle mehrmals verlängert wurde, wird sie letztlich in einen festen Arbeitsplatz für die Leitung des Nachbarschaftstreffs umgewandelt. In dieser Tätigkeit ist Milena Kruse bis heute beschäftigt.

6.2 MOTIVLAGEN DES ENGAGEMENTS

Die Motive für Milena Kruses Engagement liegen größtenteils in ihren eigenen biographischen Erfahrungen begründet. Beispielsweise sind ihre eigenen Migrationserfahrungen und die damit verbundenden Schwierigkeiten ein starker Antrieb, Menschen in ähnlicher Situation zur Seite zu stehen. Generell zeigt sich in den Ausführungen ein sehr positives Menschenbild, nach dem alle Menschen einen guten, produktiven Kern haben, der aber allzu oft nicht erkannt und genutzt wird. In der Folge bildet sich bei den Menschen häufig Frust und Unzufriedenheit, was sich dann in destruktivem Verhalten äußert. Frau Kruse sieht genau hier ihre Aufgabe: Sie erkennt den guten Kern der Menschen und versucht ihnen zu helfen, die in ihnen verborgenen Potentiale abzurufen und zu nutzen.

a. Engagement als Empowerment

Immer wieder erzählt Milena Kruse während des Interviews Geschichten, in denen sie bei als hoffnungslose Fälle geltenden Menschen ein großes Potential entdeckt, das aber tief verborgen in ihnen schlummert. Häufig befinden sich diese ViertelbewohnerInnen in einem äußerst destruktiven Teufelskreis: der Person wird einerseits immer wieder von außen signalisiert, unnütz und belastend für die Gemeinschaft zu sein, andererseits entstehen auch von innen heraus Selbstzweifel und Frustrationen, die wiederum das Außenbild verfestigen. Exemplarisch schildert Frau Kruse dies am Beispiel des heutigen technischen Mitarbeiters einer Hausverwaltung:

„Zum Beispiel Waldemar, hier der Haus- der technische Mitarbeiter, der als Lehrer aus Russland nach Deutschland kam, er hat auch, er ist auch Malerkünstler, malt,

russische Bilder, muss man nicht lieben, aber er hat's drauf (I: Okay). Er kam hier zu uns als Arbeitsgelegenheit, ein Euro, ne, sehr verunsichert, psychosomatische Erkrankung, alles Mögliche [...] und wollte sich zurückziehen. [...] Und dann hab ich ihn überredet, nachdem er den Ein Euro Job hier abgeschlossen hat, dass er hier Zeichenkurse macht mit Kindern, wollte er nicht, weil er gesagt hat Mensch, die sagen doch klar und deutlich ich kann das nicht, ich darf das nicht (I: Ja) und seine Bilder haben sie ausgelacht. Ja, und da haben wir ihn überredet und nach dem zweiten Mal hatten wir volles Haus und mussten einen zweiten Kurs machen. Die Kinder haben ihn geliebt, er ist ein Superpädagoge [...]. Und ähm, dann hatten wir den Glücksfall mit dem Gemeinschaftsgarten und äh als wir angefangen haben damit haben wir das genutzt dass er einen grünen Daumen hat, er hat's uns erzählt, er hatte einen Garten und äh Russland und liebt Pflanzen, und er hat dann das ganze Gelände, das musste man zum Teil auch roden, das hat er gemacht, und als der Mitarbeiter von der Hausverwaltung gesehen hat was er drauf hat und das Endergebnis, hat er ihn gefragt ob er nicht den Job vom technischen Mitarbeiter übernehmen möchte, ist vielleicht nicht ein Traumjob, aber ist ein, er hat einen festen Arbeitsvertrag, und seitdem arbeitet er hier, hat selbstständig ein Büro und arbeitet hier, hat die Vertretung für den Stadtteil übernommen, verdient sehr gutes Geld.“

Anhand dieser Geschichte lassen sich mehrere Aspekte im Engagement Milena Kruses verdeutlichen, die für ihre generelle Arbeit von äußerster Wichtigkeit sind. Zunächst fällt auf, dass ihre Erzählung eine sehr starke Moral enthält: Am Ende zahlt sich die Arbeit mehr als aus, nach der schweren Anfangsphase wendet sich alles zum Guten, der Mann kann seinen Leidenschaften frönen, hilft dabei anderen Menschen im Viertel und erhält zum Schluss sogar noch einen gut bezahlten Arbeitsplatz. Ihm gelingt dieses kleine Wunder, weil Frau Kruse ihn gegen seinen ursprünglich geäußerten Willen überredet, einen Zeichenkurs anzubieten. Anders als alle anderen (und sogar anders als er selbst) erkennt sie, was für Fähigkeiten und Potentiale er eigentlich hat. Die ganze Welt hat ihn zu diesem Zeitpunkt bereits abgeschrieben, in seinem Fall führte diese Ablehnung sogar schon zu psychischen und körperlichen Erkrankungen, er hat jegliches Selbstvertrauen verloren und ergibt sich seinem Schicksal. Frau Kruse dagegen glaubt an sein Können, sie bringt ihn dazu, einen Kurs anzubieten und dadurch verändert sich sein Schicksal. So betont sie, dass Waldemar letztlich nur ein bisschen Vertrauen brauchte, um große Erfolge zu feiern, an seine Karriere

vor der Migration anzuknüpfen und dadurch allen zu beweisen, dass er weiterhin ein begabter Künstler und ein guter Pädagoge ist.

Eigene Erfahrungen mit Migration

Diese Erzählung von Waldemar wird eingebettet in verschiedene Erzählungen über Milena Kruses eigene Migrationsgeschichte, in denen sehr deutlich wird, dass sie selbst sehr ähnliche Erfahrungen machen musste. Auch ihr abgeschlossenes Studium wird in Deutschland nicht anerkannt, was sie extrem hart trifft:

„Deshalb hatte ich immer Probleme damit wenn, äh Berufe aus Polen als solche total äh [...] nicht anerkannt werden, so grundsätzlich nicht a- gar nichts anerkannt wird, das hat mir auch sehr zu schaffen gemacht, der erste Brief den ich vom Kultusministerium gekriegt habe, das war so der Schock am Anfang, ne, dass eben das was ich erwartet habe, aber dann gleich so bewusst gemacht bekommen, dass ich eigentlich von null anfangen muss. Und ich dachte ich bringe so viel mit, und stattdessen ist es mir bewusst geworden, das hab ich, da hab ich sehr oft damit zu tun gehabt, dass ich ein Schmarotzer bin, dass ich äh ähm ich musste mir Geschichten anhören, äh dass die armen deutschen Witwen hungern weil so viele Leute aus Polen kommen [...] und ich musste das über mich ergehen lassen, und, ja. Das war nicht einfach, also damit habe ich sehr oft meine Ausbildung in Polen in Frage gestellt, wer bist du eigentlich, was hast du gelernt (I: Ja), hast du denn eigentlich einen Abschluss, wie hast du die Arbeit gekriegt, also (3) ja, das war nicht einfach. Deshalb gab es auch Momente in denen ich sehr unsicher war, weil ich gedacht habe, war das jetzt ein Glücksfall oder bin ich gut, hab ich jetzt gut gearbeitet, und ähm, das war nicht einfach (2), aber andererseits hilft mir das die richtigen Argumente zu finden.“

Sie weiß also aus eigener Erfahrung sehr genau, mit welchen Schwierigkeiten die AussiedlerInnen nach der Migration nach Deutschland zu kämpfen haben und wie frustrierend es ist, wenn niemand die Leistungen und Fähigkeiten, die man mitbringt, würdigen und anerkennen will. Dieses Gefühl des Blockiert-Seins, der Ausgeschlossenheit und der gleichzeitigen Diskriminierung kennt Frau Kruse sehr gut. Statt zu resignieren, geht sie aktiv dagegen vor, die geteilten Migrationserfahrungen werden so zu einem wichtigen Element ihres Antriebs.

Ihre eigenen negativen Erfahrungen nach der Migration treffen sie unerwartet hart, weil sie eigentlich damit gerechnet hatte, ohne Startschwie-

rigkeiten in Deutschland anzukommen. Durch die hohe Sprachkompetenz, die familiäre Unterstützung in Deutschland und die eigene Deutschstämmigkeit scheint sie davon ausgegangen zu sein, keinerlei Probleme mit der Migration zu bekommen, vielmehr könnte die Auswanderung nach Deutschland von ihr auch als Reise nach Hause wahrgenommen worden sein, als langersehntes Ankommen nach jahrelangen latenten Diskriminierungen in Polen. Dass ihr die eigene Migration dann doch schwerer fiel, als sie sich selbst eingestehen wollte, motiviert sie gleichzeitig noch stärker, anderen MigrantInnen, die weniger günstige Umstände vorfinden, bei der Verarbeitung ihrer Einwanderungserfahrungen zu helfen.

Suche nach Sinn

Gleichzeitig zeigt sich auch in dieser Erzählung erneut sehr deutlich, wie stark sie eine Moral der Geschichte sucht bzw. konstruiert. Diesmal werden die negativen eigenen Erfahrungen als gute Vorbereitung für ihre heutige Tätigkeit interpretiert: Die Zeit damals war sehr hart für sie, aber zumindest hat sie dadurch viel gelernt und ist heute in der Lage, gute Argumente für eine bessere Integration von MigrantInnen zu formulieren. Auch diese Tendenz, bestimmte negative Erlebnisse aus der Gegenwart positiv umzudeuten, ist charakteristisch für das Wirken von Milena Kruse.

Diese Lesart der eigenen Biographie, in der jede schlechte Erfahrung eine positive Seite hat, in der man aus jedem Rückschlag etwas lernt und am Ende stärker als jemals zuvor daraus hervorgeht, hilft ihr immer wieder, traumatische Erfahrungen zu verarbeiten. Gleichzeitig ist sie auch Ausdruck einer tiefen Überzeugung, dass es eine Form von überirdischer, transzendenter Ordnung und Gerechtigkeit gibt:

„Das ist wirklich, es gibt irgendwie eine Gerechtigkeit, oder oder irgendeine Ordnung im Universum, ne (I: Ja), es hat nichts mit Gott zu tun, das ist, ich weiß es nicht, ich denk so oft daran.“

Interessanterweise interpretiert sie diese Ordnung, nach der einem Menschen, der etwas Gutes tut, irgendwann später auch etwas Gutes widerfahren wird, an dieser Stelle explizit nicht religiös. Später im Interview äußert sie sich dann anders über das Thema „Glauben“: *„Ich glaube an Gott, aus voller Überzeugung.“* Möglicherweise ist also der Glaube an eine gerechte Kraft im Universum bei Frau Kruse selbst doch religiös begründet, sie ver-

meidet aber, diese Vorstellung explizit als religiös bzw. christlich zu benennen. Dies könnte mit der Tatsache zusammenhängen, dass sie ihre Hilfsleistungen im Nachbarschaftstreff an alle BewohnerInnen des Viertels richtet, und eben nicht nur an den christlichen Teil. Eine zu starke Betonung der Religion könnte also leicht exklusiv und ausschließend wirken, was Milena Kruse unter allen Umständen vermeiden will. Daher ziehen sich zwar christliche Metaphorik und Symbolik durch viele ihrer Erzählungen, werden aber niemals als solche gekennzeichnet.

b. Engagement als Erziehung

Ein zweiter wesentlicher Aspekt der Engagementstruktur von Milena Kruse ergibt sich aus ihrer ursprünglichen Tätigkeit als Lehrerin. Sie betrachtet sowohl die Menschen, die ihre Hilfe benötigen, als auch die MitarbeiterInnen bei der AWO in einer Art und Weise, die stark an das Verhältnis zwischen Lehrerin und SchülerInnen erinnert. Dies zeigt sich schon in der Erzählung von Waldemar, den sie gegen seinen Willen überredet, einen Kurs im Nachbarschaftstreff anzubieten. In einer anderen Erzählung über eine Ein-Euro-Jobberin wird dieses Motiv noch deutlicher:

„Wir haben sie jetzt so weit, dass sie eine kleine Wohnung gekriegt hat mit dem jüngsten Sohn und dass wir sie aufbauen. Dass wir ihr erzählen, dass wir zum Friseur schicken, wenn sie kein Geld hat, dann kriegt sie Geld von uns, dass wir ihr einen Termin beim Zahnarzt gemacht haben. Dass wir dafür sorgen, dass sie ihre Tabletten bekommt, dass sie=dass sie sich abmeldet, wenn sie nicht kommt. Hat sie nie gemacht. Ich muss das dann dem Jobcenter melden. Also, elementarste Arbeit.“

Darin wird zweierlei deutlich: Erstens ist ihre Arbeit mit den Menschen im Viertel eine willkommene Gelegenheit, weiter pädagogisch arbeiten zu können. Sie genießt es, anderen etwas beibringen zu können, die Hilfsbedürftigen zu erziehen, zu stärken und auf die kommenden Herausforderungen vorzubereiten. Zweitens zeigt sich hier aber auch, dass sie sich bei aller Identifikation mit den Menschen in ihrem Stadtviertel und bei aller Ähnlichkeit der Schwierigkeiten dennoch nicht auf derselben Ebene sieht: Sie steht über den Hilfsbedürftigen, erkennt teilweise besser als sie selbst, was ihnen fehlt und wie man die Situation verbessern kann.

Beziehungen im Nachbarschaftstreff

Auch das Verhältnis zu den KollegInnen ist von einer deutlichen Hierarchie geprägt, die von ihr insbesondere auf ihre eigene langjährige Erfahrung zurückgeführt wird. Auch in Projekten, die eigentlich von anderen SozialarbeiterInnen durchgeführt werden, tritt sie als Retterin auf, immer wieder muss sie ihrer schnell entmutigten Kollegin beispringen und somit die weitere Durchführung der Projekte sichern. Beispielsweise erzählt sie von einem Theaterprojekt mit Jugendlichen, in dem zu Beginn keine Schüler zur Teilnahme bewegt werden konnten:

„Und die Kollegin war sauer und, oh ich mach das nicht mehr und hat überlegt, wie wie können wir das jetzt begründen warum das Projekt nicht stattgefunden hat, ich hab gesagt, Karin, das kannst du mit jedem Projekt das hier läuft genauso, das war so der Anfang, man muss wirklich sich dahinter knien und gucken wie krieg ich die Kinder. Und dann war in der die Realschule hatte eine Veranstaltung, Respekt, keine Chance für Rassismus, und da war die ganze Schule auf der Bühne, jede Klasse hat was gezeigt, und da hab ich meine Kollegin versucht zu überreden da hin zu gehen, hab ich gesagt, wir gehen als Talentscouts und gucken uns wer gut ist, sie müssen singen, es sind auch gute Schauspieler, und wir hatten auch eine Einladung übrigens, unabhängig davon, sie konnte nicht, aber ich bin doch hingegangen, ich hatte keine Lust alleine hinzugehen aber ich dann bin doch hingegangen.“

In dieser Anekdote hat sie nicht nur die letztlich funktionierende Idee, wie die Jugendlichen erreicht werden können, sondern hier zeigt sich auch ihr immenser Arbeitseifer bzw. die Bereitschaft, auch nach Feierabend dienstliche Aufgaben zu übernehmen. Obwohl sie eigentlich gar nicht die leitende Position im Projekt hat, ihre Kollegin nicht mitkommen möchte und sie selbst allein keine Lust hatte, geht sie schließlich trotzdem zu der Schulauführung, wo sie auch tatsächlich eine Vielzahl von SchülerInnen für das Projekt begeistern kann. Zwar reflektiert Milena Kruse immer wieder über ihre Rolle im Treff, betont dabei auch stets von den neuen Ideen der jüngeren KollegInnen zu profitieren und versucht klar zu machen, nicht zu glauben, dass sie immer alles besser kann. Gleichzeitig zeigt sich aber immer wieder, dass in konkreten Situationen eben doch ihre Erfahrung das entscheidende Kriterium ist:

„Deshalb arbeite ich sehr viel mit meinen jungen Kolleginnen für die ich vielleicht mal altbacken bin, aber ich versuche klar zu machen, dass man die **Erfahrung**, dass=dass junge Kollegen nur davon-, nur profitieren können was=was sich mit der Zeit ähm was schon veraltet ist, was man nicht mehr umsetzen kann ist ok, aber es gibt so vieles wie zum Beispiel in der Sozialen Arbeit persönliche Kontakte. Das ist Gold wert. Man kriegt niemanden durch Facebook. Niemanden.“

Immer wieder betont Frau Kruse, dass die Arbeit im Nachbarschaftstreff zwar wie eine Droge sei: *„Aber wie gesagt hier eine Arbeit die so viel Erfolge mit sich bringt und äh das, die verwandelt sich in eine Droge.“* Dennoch könne sie aber jederzeit aufhören und die Arbeit an jemand anderen übergeben. Mit Blick auf die zentrale Rolle, die ihre Arbeit in all ihren Erzählungen spielt, ist eine solche Aussage generell eher zweifelhaft. Bei vielen Fragen zu ihrer Biographie oder bestimmten früheren Lebensabschnitten landet Milena Kruse nach kurzer Zeit bei ihrer heutigen Tätigkeit, von der sie dann mit einer faszinierenden Intensität berichtet. Insofern ist ihre Beteuerung, jederzeit die Arbeit abgeben zu können, eben auch in ihrer Doppeldeutigkeit zu interpretieren:

„Ich kann auch sehr sehr gut ohne den Treff leben. Das ist jetzt nicht mehr so, manche meinen das ist mein Lebensinhalt, ist es wirklich nicht, also das ist ein, ist ein Ergebnis meiner Arbeit auf das ich sehr sehr stolz bin, aber ich würde mich freuen wenn das jemand anders übernehmen könnte und ich was anderes machen könnte.“

Die Formulierung „wenn das jemand anders übernehmen *könnte*“ legt nahe, dass sie persönlich zumindest im Moment niemanden sieht, der oder die in der Lage wäre, ihre Arbeit so erfolgreich fortzusetzen. Insofern ist Milena Kruse aus eigener Perspektive für die Arbeit im Viertel unersetzbar, noch haben die KollegInnen nicht genug Erfahrung und Wissen gesammelt, um den Nachbarschaftstreff in Eigenregie weiter zu führen.

Väterliche Autorität

Frau Kruse gleicht in dieser Selbststilisierung als weise Autoritätsfigur, die etwas über den Dingen steht und oftmals besser als die Betroffenen weiß, was gut für jemanden ist, in auffälliger Weise der Rolle, die insbesondere ihr Vater für sie selbst gespielt hat. Exemplarisch für diese Darstellung des

Vaters ist eine Passage zu Beginn des Interviews, wo sie das erste Mal auf ihn zu sprechen kommt:

„In Polen bin ich in einer schlesischen Familie aufgewachsen, die sehr deutsch geprägt war und dadurch auch keinen leichten Stand hatte, mein Vater ähm bestand darauf dass wir nur deutsch gesprochen haben, es war sehr schwierig weil wir in der Grundschule vor allem darunter gelitten haben aber im Nachhinein sind wir alle ihm sehr dankbar dafür weil das ein ein sehr guter Start war, in für uns, in, für das weitere Leben.“

Diese Erzählung lässt erahnen, dass die frühe Kindheit in Polen sehr belastend für die Kinder gewesen sein muss, was Frau Kruse in anderen Erzählungen höchstens andeutet, teilweise aber auch leugnet. Dennoch macht sie ihrem Vater keinen Vorwurf, obwohl sehr deutlich wird, dass er durchsetzte, dass die Kinder nur Deutsch gelernt hatten. Wieder beurteilt sie eine Erfahrung ausschließlich aus der heutigen Perspektive, betont daher, dass sie alle ihrem Vater sehr dankbar sind, weil das Lernen der deutschen Sprache ein sehr guter Start in das heutige Leben in Deutschland war.

Die damalige strikte Haltung des Vaters, unter der die Kinder litten, wird somit im Nachhinein zu einer sinnvollen Vorbereitung auf das spätere Leben interpretiert, der Vater wusste damals bereits, was den Kindern erst später klar wurde. Mit väterlicher Strenge wird so eine zunächst belastende und schwierige Entscheidung durchgehalten, die sich später als sehr positiv für alle Beteiligten entpuppt. In dieser und ähnlichen Geschichten entwirft Milena Kruse so das Bild eines zwar strengen, aber dennoch liebenden und weisen Vaters, der immer das Beste für seine Kinder will, auch wenn diesen zum Teil das Vermögen fehlt, die Vorteile der Entscheidung zu erkennen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie selbst für ihre heutigen hilfsbedürftigen Schützlinge eine ähnliche Rolle spielen will.

c. Engagement als Kampf gegen Vorurteile

Aus ihrer Arbeit mit MigrantInnen, aber auch aus ihrer eigenen Migrationsgeschichte weiß Frau Kruse sehr genau, wie leicht Vorurteile bei einer Mehrheitsgesellschaft entstehen und wie schwierig es ist, diese wieder aufzubrechen und zu entkräften. Ihr Engagement ist für sie daher ein Mittel,

gegen Klischees vorzugehen und das Bild von osteuropäischen MigrantInnen in Deutschland geradezurücken.

Als Ursache von Vorurteilen beobachtet Milena Kruse sehr häufig banale Missverständnisse, wie das Beispiel einer Weihnachtsfeier im Viertel zeigt:

„Ähm, eine lustige, eine interessante Erfahrung hatte ich noch mit dem Vorsitzenden von der Wohnungsgesellschaft, der mir erzählt hat, ähm (3) dass der Stadtteil keine Chance hat, weil er gesagt hat die Russen wollen eh nur untereinander bleiben, die wollen nichts und die werden mit uns Deutschen nie was zusammen machen, äh und äh als Beispiel nannte er mir seine Weihnachtsfeier, da, äh hatte er im guten Sinne alle Mieter, seine Mieter angeschrieben und hat hier in der Grundschule, im Foyer ein Weihnachtsbaum hingestellt aufgebaut, und tausend Stück Kuchen und Kaffee und hat gewartet, es ist niemand gekommen. Und er war überzeugt davon, es wird hier in diesem Viertel bleiben, denn die wollen mit uns Deutschen nichts machen, die wollen ja nicht mal mit uns Weihnachten feiern, ich hab sie doch so nett eingeladen (I: Ja), die Leute haben den Brief nicht verstanden, und außerdem haben sie schon so viele Briefe gekriegt der Briefkasten war immer voll, Sozialamt, Arbeitsamt, Versicherung, Krankenkasse, alle haben geschrieben, und die Leute haben das nicht verstanden, jeder Brief war eine Bedrohung.“

Frau Kruse versteht also einerseits, wie offizielle Briefe auf viele MigrantInnen wirken und weiß daher auch, dass es keine bewusste Strategie der SpätaussiedlerInnen ist, unter sich bleiben zu wollen. Sie profitiert dabei wieder einmal von ihren eigenen Erfahrungen in Deutschland, denn auf diese Weise kann sie Verständnis für beide Seiten entwickeln und somit schließlich hervorragend zwischen den Parteien vermitteln. Durch ihre Arbeit für die Stadt kennt sie die Vorstellungen und Ansprüche der offiziellen Stellen in Deutschland, durch ihre eigene Migrationsgeschichte weiß sie aber auch, wie schwer es den MigrantInnen fällt, sich in der neuen Umgebung zu orientieren. Sie nimmt daher eine klassische Mittlerposition ein und versteht es, diese Rolle geschickt zu nutzen.

Sie bemüht sich, jedem Menschen eine zweite Chance zu geben, weil sie aus eigener Erfahrung weiß, dass es allzu häufig nur unglückliche Umstände sind, die eine Person ins Straucheln geraten lassen. Ein Zitat verdeutlicht diesen unerschütterlichen Glauben:

„Ich äh war immer davon fasziniert was ich schon ein paar Mal gesagt habe, zu was Menschen fähig waren im positiven Sinne des Wortes, wenn sie die richtige Hilfe benötigt haben.“

Gleichzeitig glaubt sie zu wissen, dass der erste Eindruck von Menschen häufig täuscht, und dass sich oft genug gerade die schwierigen Fälle, die viele Probleme mit sich bringen, als herzensgute Menschen entpuppen:

„Ich hatte die Möglichkeit kennen zu lernen dass die Streber als Mensch manchmal eine richtige Null gewesen sind, und dass der größte Halunke ein ein Goldstück war.“

Dieses Zitat steht stellvertretend für eine generelle Haltung, in der die Armen und Schwachen letztlich doch immer die wirklich guten Menschen sind. „Streber“ oder Menschen, die es generell niemals schwer hatten und denen alle Erfolge im Leben immer nur zugefallen sind, werden dagegen häufiger deutlich negativ dargestellt, eventuell auch weil diese Gruppe von Menschen niemals Hilfe brauchte und deshalb auch niemals auf die Hilfestellungen und die pädagogische Unterstützung von Frau Kruse angewiesen waren.

Erfahrungen als Außenseiterin

Das Wissen von Diskriminierungen und Ausgrenzungen entstand bei Milena Kruse nicht erst in Deutschland, hier macht sie jedoch härtere und prägendere Erfahrungen als ins Polen. So erzählt sie von einem Abend kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland, an dem sie mit FreundInnen und Bekannten zusammensitzt:

„Und als dann nach 24 Uhr äh j- der Alkoholpegel schon entsprechen hoch war, war auch das Thema Migranten auf ein Mal auf Tagesordnung. Und dann hat man sich natürlich auch über die Polen ausgelassen. Was wollen die hier, Mensch die Steuern werden immer mehr, ich muss immer mehr Steuern bezahlen und die kommen hier, kriegen alles umsonst [...] Das hat mich auch sehr traurig gemacht, so dass ich dann geheult habe. [...] Ja, das-, weil äh also die Kränkung war weil gerade **die** Leute das erzählt haben. Die Leute, die ich als Freunde für mich so empfunden habe.“

Dieses enttäuschende Verhalten ihrer Bekannten trifft sie besonders hart, auch wenn sie aus ihrer heutigen Position mehrmals betont, Verständnis für die Positionen ihrer FreundInnen aufbringen zu können.

Grundlegend für ihre Enttäuschung und Verletzung sind wahrscheinlich auch die Erfahrungen, die Frau Kruse in Polen machen musste. Auch damals gehörte sie einer Minderheit an, die diskriminiert und benachteiligt wurde. Sie litt damals unter ihrer deutschen Herkunft, wurde also als angebliche Deutsche in Polen nicht akzeptiert. Nachdem sie dann in Deutschland angekommen ist, ändert sich die Situation für sie entgegen ihrer Hoffnung überhaupt nicht: Nun gilt sie plötzlich als Polin und wird wieder mit Diskriminierungen und Vorurteilen empfangen.

Damals wie heute gelingt es ihr aber, aus der Minderheitenposition ein gewisses Selbstbewusstsein abzuleiten. Sie lehnt es ab, sich bedingungslos an die Mehrheitsidentität anzupassen und die eigene Herkunft zu verleugnen, sondern bekennt sich stolz und ein wenig trotzig zu ihrer Identität als deutsch-polnische Schlesierin. Eine ähnliche Einstellung erhofft sie sich auch von den SpätaussiedlerInnen, bei denen sie aber häufig den übertriebenen Versuch beobachtet, sich als Deutsche zu inszenieren:

„Die wollten Nudelsuppe kochen. Die sagten, wir sind doch keine Russen, wir backen doch keine Piroggen. Wir wollen Nudelsuppe, wir wollen unser deutsches Essen, wir sind deutsch, wir waren deutsch. Ich hab gesagt, hast du denn nie Piroggen gemacht? Ja, aber da lebte ich in Russland. Jetzt bin ich in Deutschland und jetzt mache ich deutsche Küche. Und wir haben in Deut-, in Russland auch immer deutsch gekocht. Wir haben Weihnachten gefeiert am 24., nicht am 9. Januar wie die Russen, sondern am 24. Dezember. Und wir sind deutsch. Die wollten zeigen was die Behörden verlangt haben. Dass man bewiesen hat, dass man 150 Prozent deutsch ist. Deutscher als die Deutschen.“

Eine solche vorbehaltslose Anpassung an die als deutsch imaginierte Lebensweise sieht Milena Kruse kritisch, weshalb sie auch immer wieder Angebote für MigrantInnen bereitstellt, die ein Stück der alten Heimat in die neue transferieren. Sie besitzt dabei die Einstellung, dass niemand gezwungen werden sollte, seine Herkunft zu verleugnen. In ihren Augen zeugt es vielmehr von charakterlicher Stärke, sich nicht zu verstellen, sondern offen und ehrlich zu seiner Identität zu stehen. Bei diesem Prozess, der für die

Betroffenen mit Schwierigkeiten verbunden ist, steht Frau Kruse den osteuropäischen MigrantInnen wiederum engagiert zur Seite.

d. Engagement als Leistung

Eine weitere wichtige Rolle im Wirken von Milena Kruse spielt ein tief verinnerlichter Leistungsgedanke. Für sie ist völlig klar, dass nur Arbeit, die mit vollem Einsatz geleistet wird, etwas taugt.

„Also dass ich engagiert arbeite, ähm (3), anders kann ich mir nicht vorstellen hier zu arbeiten, sonst ist, wenn man nicht engagiert arbeitet ist die Arbeit (2), ist, wird zur Qual (1: Ja), man quält sich. [...] Das heißt wenn man sich engagiert profitiert man selber davon, das kann man nur jedem raten, sich zu engagieren, dass man das früh genug erkennt, und dann macht Arbeit Spaß, weil man wirklich sehr viel Erfolge zu verzeichnen hat.“

Auch in der konkreten Arbeit betont sie stets, dass man keine Anstrengungen und keine Mühen scheuen darf. Arbeit mache zwar Spaß, wenn man mit Eifer und Leidenschaft dabei sei, das ändere aber nichts an der Tatsache, dass es häufig sehr anstrengend und sehr fordernd sei, die hilfsbedürftigen Menschen zur Teilnahme an Projekten zu bewegen.

„Ich hab gesagt, wenn man sowas macht, du musst Klinken putzen, du musst anrufen, jedes Mal vor dem Treffen anrufen, du musst nochmal erklären worum es geht, du musst überreden, anders geht es nicht, das sind Frauen, denen es schlecht geht, und man muss sie motivieren zu kommen, jedes Mal, bis sie das dann verstanden haben und sehen das bringt mir was, dann hat man sie, aber zuerst mal ist das mühsamste Arbeit, Klinkenputzen im wahrsten Sinne des Wortes, anders geht's nicht, wirklich.“

Das Verhältnis zu ihren KollegInnen ist ebenfalls von diesem Denken geprägt. In der Zusammenarbeit schätzt sie Menschen, die so wie sie bereit sind, sich mit vollem Einsatz in die Arbeit zu stürzen, die motiviert sind und auch harte und schwere Arbeit nicht vermeiden:

„Keine Angst vor Arbeit zu haben und ähm und überzeugt sein davon, was man macht, das ist wichtig. (3) Und es ist schön zu arbeiten mit Menschen, die Visionen

haben, die ein bisschen ausgeflippt sind. Ich mag keine Trantüten so die man dann bewegen muss überall hin, sondern ne, jetzt geht's los und dann (I: ja) das macht Spaß.“

Sozialisation zur Arbeit

Genau wie das Verständnis für die Belange von MigrantInnen ist auch der Leistungsgedanke tief in Frau Kruses eigener Biographie verankert. Schon im Kindesalter müssen Milena Kruse und ihre Geschwister nicht nur auf dem Hof mithelfen, sondern außerdem in der Schule glänzen.

„Ähm meine Verwa- meine Familie also mein Vater und meine die Oma meine Tanten legten sehr großen Wert darauf, dass wir genug Zeit hatten um zu lernen. Wir mussten schwer arbeiten auf dem Feld, nach der Schule gleich aufs Feld, aber das hat uns allen sehr gut getan. Und wir, dann mussten wir lernen und wirklich wir waren die Besten in der aus der ganzen Schule.“

Die außergewöhnlich guten Leistungen sind dabei keineswegs ein Zufall. Vielmehr wird insbesondere vom Vater geradezu erwartet, überdurchschnittlich gut zu sein:

„Mein Vater legte großen Wert darauf, dass man alles äh lernen muss [...] also mindestens so gut wie die anderen, das war immer das Motto.“

Frau Kruse verinnerlicht diesen Anspruch spürbar. Auf diese Weise schafft sie es tatsächlich trotz widriger Umstände in Kindheit und Jugend bis zu einem abgeschlossenen Hochschulstudium. Nicht nur in ihrer heutigen Tätigkeit betont sie die Wichtigkeit von vollem Einsatz und unbedingtem Willen zur Leistung, auch schon während ihrer Zeit als Deutschlehrerin fällt sie durch ihren Arbeitseifer auf. Dies allerdings nicht immer positiv, viele damalige KollegInnen kritisieren sie für ihre angeblich übertriebene Mühe und den Ehrgeiz. Frau Kruse kontert diese Kritik allerdings stets mit Verweis auf die besseren Ergebnisse, die ihre Arbeitsweise in jeglicher Beziehung erzielen konnte. Ihre Klassen waren nicht nur motivierter und fleißiger, sondern entwickelten auch eine freundschaftliche Verbundenheit, die teilweise seit Jahrzehnten Bestand hat.

Betonung der eigenen Leistung

Aus diesen Gründen fällt es Milena Kruse sehr leicht, ihre eigene Arbeit auch offensiv darzustellen. Sie betont ihre Leistungen sehr selbstbewusst, wie die folgenden Ausschnitte verdeutlichen:

„Nach dem Studium arbeitete ich in einer Forst- Forstfachschule mit Abitur, das war eine der schönsten Zeiten meines Lebens, das war eine Lebensschule und äh, in der ich unheimlich viel Erfolge erlebt habe, unheimlich, sehr selbstbewusst geworden bin.“

Ihre Arbeit in der Schule fasst sie folgendermaßen zusammen:

„Ich habe eine Klasse wieder zu s-, einem absoluten Höhepunkt gebracht.“

Und auch nach ihrer Migration nach Deutschland gibt es Erfolge, mit denen sie ihre Arbeit als herausragende Pädagogin beschreiben kann:

„Ich hab [die SchülerInnen] noch pädagogisch betreut und das Ergebnis war nach einem Jahr hundert Prozent Übernahme Ausbildungsplätze [...] das war auch ein Supererfolg.“

Sie ist stolz auf die gute Arbeit, die sie leistet, sie strotzt geradezu vor Selbstbewusstsein und zögert nie, bei den Erfolgen, die sie schildert, auch den eigenen Beitrag daran zu erwähnen. Dennoch wirkt sie dabei nie prahlerisch, vielmehr ist dieses Selbstbewusstsein eine wichtige Ressource für ihre Arbeit. Einerseits hilft es ihr, sich ständig wieder zu motivieren und sich nicht von gelegentlich auftauchenden Rückschlägen verunsichern zu lassen, andererseits ist diese überzeugende Präsentation der Erfolge auch ein sicherer Weg, in der stets prekären Arbeitsumgebung potentielle FörderInnen und GeldgeberInnen des Nachbarschaftstreffs von der Richtigkeit ihrer Investitionen zu überzeugen.

e. Schattenseiten

Die unbedingte Leistungsbereitschaft hat dennoch auch Nachteile bzw. birgt einige Gefahren. Sie droht latent in Rastlosigkeit umzuschlagen, zu einem ständigen Angetrieben-Sein, das für Milena Kruse sehr belastend

werden könnte. Etwas frustriert äußert sie sich beispielsweise zu dem Umstand, viele gute Projekte einfach auslaufen lassen zu müssen und letztlich keinen nachhaltigen Nutzen davon zu haben:

„Wir haben schon so tolle Geschichten gemacht, und dann machen wir eine zu Ende und stürzen uns in die weitere.“

Obwohl sie diesen Nachteil projektbasierter Arbeit sieht, tendiert sie dennoch dazu, sich immer wieder neue Herausforderungen zu suchen.

„Weil ich den Eindruck habe, es ist irgendwie ein Werk vollendet und ich hätte Lust was neues zu machen, noch mal wirklich so wie hier die Baustelle, und dann nochmal loslegen, das wär schön, weil wenn so Routine eintritt, dann wird's langweilig, und dann wird's für mich gefährlich, das ist dann so.“

Routine und Stillstand wirken also sehr bedrohlich, Frau Kruse braucht stets neue Aufgaben, um zufrieden und motiviert arbeiten zu können.

Damit einher geht das Risiko einer Entgrenzung der Arbeit. Das begeisterte Hineinstürzen in neue Aufgaben führt teilweise auch dazu, keine Grenzen zu kennen, sich immer stärker aufzureiben, das eigene Wohlergehen hinter die Arbeit zu stellen. Diese Gefahr ist bei Milena Kruse zu erkennen, sie selbst thematisiert dies aber meist nur in Bezug auf ihren Bruder, der ebenso wie sie sehr sozial eingestellt sei und von ihr als zu gutmütig dargestellt wird:

„Weil ich das gleiche Verhalten bei meiner Schwester und bei meinem Bruder auch, äh so auch mitkriege und nicht immer positiv beurteile, weil das zu viel Einschränkungen auch bringt, wenn man auf eigene Kosten, weil man denn auch den Überblick verliert, wenn man sich so in das Soziale hineinstürzt.“

Interessant ist an dieser Aussage außerdem, dass sie wieder das Verb „hineinstürzen“ zur Beschreibung der sozialen Tätigkeiten wählt, genau wie sie es auch schon bei der Erzählung von der eigenen Projektarbeit getan hat. In diesem Verb steckt bereits die grenzenlose, ausufernde und leicht überfordernde Komponente sozialen Engagements, die sie bei ihrem Bruder aber deutlicher als in Bezug auf ihre eigene Arbeit erkennt. Auch in einer ande-

ren Erzählung über ihren Bruder kommt sie kritisch auf sein soziales Engagement zu sprechen:

„Er borgt der Welt der ganzen Welt Geld. Also ist, er fragt nicht lange nach, Gott sei Dank ist seine Lebensgefährtin ein bisschen anders, die passt dann schon auf die Finanzen auf (I lachen). Das ist immer gut, ja einer muss aufpassen. Einer kann dann ne, kann den lieben Gott spielen.“

Sie kritisiert hier die Naivität seiner Hilfsbemühungen, die im Gegensatz zu ihrer eigenen Arbeit eben nicht nah genug an den Problemen der Menschen dran sind, bei denen die Situation nicht ausreichend detailliert und tiefgründig analysiert wurde, und die daher stets Gefahr laufen, wirkungslos zu verpuffen. Dieser distanzierte Versuch der Hilfe, von außen kommend und ohne vorherige ausführliche Auseinandersetzung, wird deshalb auch leicht abwertend als „Lieber Gott spielen“ charakterisiert.

Angst vor Fehlern

Ein weiterer potentiell negativer Aspekt ihrer Arbeit ist der deutlich ausgeprägte Perfektionismus. Auch wenn dies, wie der Leistungsgedanke insgesamt, eine wichtige Ressource in Milena Kruses Engagement ist, erhöht der Perfektionismus gleichzeitig auch den Druck, unter dem sie ständig steht. Er ist somit zwar mobilisierender Antrieb, aber eben auch selbstauferlegte Last. Die ständige Angst vor Fehlern treibt sie daher ebenfalls vor sich her. Dies zeigt sich beispielsweise in einer Erzählung über ihren letztlich nicht gewählten Berufsweg als Medizinerin:

„Außerdem ich wollte sehr Medizin studieren, und das heißt dieses, die Arbeit mit Menschen und helfen, das ist irgendwie so, steckt in mir drin, und deshalb beeinflusst das bestimmt jetzt meine Arbeit auch. Ja. Und ich hab Medizin nicht studiert, weil ich Angst hatte vor den Folgen der Fehler die man macht als Mediziner, ich war mir dessen bewusst, wenn ich als Pädagoge einen Fehler mache, ist es nicht so schlimm, aber als Arzt einen Fehler machen, den kann man selten rückgängig machen und, ja, das hat mir Angst gemacht. Sonst wäre ich Medizinerin, ja. Genau.“

Hier deutet sie zwar an, dass diese Angst vor Fehlern in ihrem Beruf als Pädagogin weniger stark ausgeprägt ist, weil sie immer das Gefühl hat, einen einmal begangenen Fehler wieder rückgängig machen zu können. An-

dere Passagen über ihre heutige Tätigkeit lassen dennoch erahnen, dass ihre enorme Leistungsbereitschaft und die Tendenz, sich immer mit vollem Einsatz einer Aufgabe zu widmen, auch von einer Angst vor einer Nachlässigkeit oder einem Fehler gespeist werden.

Gleichzeitig ist Milena Kruse ständig in Sorge, den Ansprüchen, die an sie gestellt werden, nicht zu genügen. Auch deshalb reibt sie sich vorbehaltslos für ihre Arbeit auf, auch deshalb kommt es für sie nicht in Frage, nur mit halbem Herzen an einem Projekt zu arbeiten. Exemplarisch zeigt sich dies an einer Erzählung über ihr Germanistikstudium in Polen, in der sie aufgrund ihrer schon vorhandenen Deutschkenntnisse dachte, sich nicht mehr anstrengen zu müssen:

„Und das waren zum Beispiel auch Übersetzungen. Äh wir sollten was üb- uns einen Text aussuchen und übersetzen. Und jeder hat erwartet man sucht sich was tolles, ne, irgendwelche ähm Herausforderungen aus. Und **ich** habe mir einen Liebesroman herausgesucht, den ich bei meiner Tante gefunden habe. Den hab ich dann an einem Abend übersetzt und es war fehlerfrei, aber von dem Schwierigkeitsgrad war es eine sechs. Und (lacht) so hat man mich wieder auf den Boden der Tatsachen früh genug gebracht.“

Sie macht hier zwar keinen Fehler, aber sie gibt sich keine ausreichende Mühe und enttäuscht die großen Erwartungen der LehrerInnen. Im Nachhinein gibt sie sich wieder erleichtert, grade noch rechtzeitig wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt worden zu sein.

f. Engagement und Vertrauen

Bei ihrer Arbeit als Leiterin des Nachbarschaftstreffs schafft es Milena Kruse nicht nur, selbst herausragende Leistungen abzuliefern, sie kann darüber hinaus auch die sie unterstützenden ehrenamtlichen HelferInnen immer wieder neu motivieren und für ihre Arbeit begeistern. Wie in vielen anderen Erzählungen auch, ist Geld als Motivation und Antrieb nicht entscheidend:

„Vielleicht noch ein Satz zu Arbeit mit Ehrenamtlichen. In anderen Einrichtungen bekommen die Ehrenamtlichen drei Euro pro Stunde, das ist gar nicht so wichtig, meine Ehrenamtlichen kriegen gar nichts, aber ich Sorge dafür, also ich koche, zwei,

dreimal im Jahr für sie, wir sitzen zusammen, unterhalten uns, ich beziehe sie in das Geschehen des Nachbarschaftstreffs ein, wenn wir irgendwelche Entscheidungen treffen sind die dabei, ich berate mich, sie sind hier, wichtig ist, dass sie den Eindruck haben, dass sie das Geschehen hier auch beeinflussen. Dass sie-, und dann profitiere ich wieder davon, nicht nur weil sie da sind, aber weil sie wirklich alles heranbringen was mir entgeht, aus dem Stadtteil, Tendenzen, oder Familien in Not, oder neue Ideen, das bringen sie sofort hier her und sagen lass uns doch was machen, so wird hier gearbeitet (I: ja). Also Ehrenamtliche benötigen unheimlich viel Aufmerksamkeit, die Zeit muss man sich nehmen, und Wertschätzung, dafür sorgen dass sie ausgezeichnet werden, dass sie in der Zeitung ab und zu mal erscheinen, dass man sie ernst nimmt, sie kennen die Situation des Treffs, wissen dass wir kein Geld haben, aber sie wissen dass man auf eine andere Art sich dann auch bedanken kann, ne, das ist unheimlich wichtig (4).“

Sie schafft es also, die Ehrenamtlichen für die Arbeit in der AWO zu begeistern, indem sie sie ernst nimmt, ihnen Vertrauen schenkt und sie in bestimmte Entscheidungen mit einbezieht. Auf diese Weise profitiert auch ihre eigene Arbeit von den ehrenamtlichen HelferInnen, übernehmen sie doch nebenbei ganz automatisch auch die Rolle ihrer Augen und Ohren im Viertel. Dabei ist gar nicht unbedingt entscheidend, dass sie alle Fragen diskutieren lässt, vielmehr funktioniert die Mitbestimmung in sehr fest gesteckten Grenzen. Übergreifende Entscheidungen trifft Milena Kruse selbst, wie die Erzählung über eine Helferin in der Küche zeigt:

„Und sie hat hier Macht, sie entscheidet was gekocht wird, wenn wir Feten haben, Feiern haben, und oder ich lasse ihr den den Gedanken dass sie Macht hat, wenn was geändert werden muss, das ist natürlich, kann sie nicht entscheiden.“

Vertrauen und Verantwortung

Wie so vieles hat auch diese pädagogische Strategie der Einbindung und des Vertrauens ihren Ursprung in den eigenen Erfahrungen als Kind und als Lehrerin. Wieder ist es der eigene Vater, der als Vor- und Leitbild dargestellt wird und von dem die positive Sicht auf die stärkende Kraft von Vertrauen übernommen wurde:

„Ja, das Vertrauen hat, wenn man so viel Vertrauen in Menschen legt, das macht stark (I: Ja), unheimlich, das darf man nicht unterschätzen, ne.“

Gleichzeitig wird allerdings auch klar, dass ein großes Vertrauen immer auch dazu führt, große Verantwortung zu übernehmen. Dieses dialektische Verhältnis zwischen Freiheit, Vertrauen und Verantwortung wurde ebenfalls in der eigenen Kindheit erfahren:

„Mein Vater war sehr modern, für die Zeit damals, er hat uns so viele Freiheiten gegeben, so viel dass es uns schon verpflichtet hat korrekt zu sein. Wir konnten ihm, wir konnten die Freiheit nicht negativ nutzen, weil so viel Vertrauen das er uns gegeben hat hat uns dazu verpflichtet, äh ihn nicht zu enttäuschen.“

Auch in ihrer Zeit als Lehrerin betont Milena Kruse immer wieder, dass ihre SchülerInnen ihre vielen Freiheiten niemals negativ genutzt haben, im Gegenteil: Je mehr Vertrauen sie ihnen geschenkt hat, desto stärker bemühten sich die SchülerInnen, sie keinesfalls zu enttäuschen.

Letztlich ist es diese stärkende und motivierende Art des Umgangs mit anderen Menschen, die Frau Kruse ihre intensive Arbeit und ihre beträchtliche Wirkung für das Viertel ermöglicht. Sie verschafft frustrierten Menschen, die selten eine faire Chance erhalten haben, erste wichtige Erfolgserlebnisse, sie zeigt ihnen, dass jeder Mensch in der Lage sein kann, sein eigenes Leben positiv zu verändern.

6.3 FAZIT

Im Fall von Milena Kruse zeigt sich nochmals eindrucksvoll, wie entscheidend eine professionelle Struktur für die Zivilgesellschaft eines „Problemviertels“ ist: Der Nachbarschaftstreff organisiert verschiedenste Gruppen und Aktivitäten, versucht beispielsweise auch die schwer zu erreichenden männlichen Migranten einzubinden und schafft auf diese Weise einen Raum, in dem nicht nur Angebote bereit gestellt werden, sondern in dem die BewohnerInnen des Viertels selbst aktiv werden und ihren Alltag in Eigenregie verändern können. Andererseits zeigt sich aber auch, dass gerade die Bereitschaft Milena Kruses, weit über ihr eigentliches Tätigkeitsfeld hinaus aktiv zu werden, den entscheidenden Unterschied für das Funktionieren des Viertels ausmacht.

Frau Kruse sprüht geradezu vor Tatendrang, sie ist überzeugt von dem was sie tut und kann auf diese Weise auch andere Menschen mitreißen und

begeistern. Enormer Arbeitseifer und bedingungsloser Einsatz werden von ihr letztlich immer wieder als Schlüssel zum Erfolg dargestellt, gleichzeitig gelingt es ihr auch immer wieder, diese Erfolge auf eine Weise zu schildern, die andere BewohnerInnen des Viertels überzeugt und motiviert. Ihre pädagogischen Konzepte erleichtern ihr dabei die Organisation der vielen Aktiven im Nachbarschaftstreff, denen so eine wohl dosierte Mischung aus eigenverantwortlicher Freiheit und angeleiteter Struktur bereitgestellt wird.

Genau diese Struktur aber hat geholfen, in einem beinahe schon abgeschriebenen Viertel mit großen sozialen Problemen eine funktionierende Zivilgesellschaft zu etablieren. Zwar scheinen die Aufrechterhaltung und das Funktionieren dieser Bürgergesellschaft noch immer stark an der Figur Milena Kruse und der Existenz des Nachbarschaftstreffs zu hängen, gleichzeitig zeigen sich aber erste Anzeichen einer Normalisierung und Stabilisierung, sodass durchaus wahrscheinlich ist, dass die sozialen Errungenschaften auch langfristig weiterexistieren werden.

Im Fall Milena Kruses zeigt sich somit außerdem, wie eine Unterstützung und Professionalisierung von Engagement durch die Schaffung von festen, bezahlten Stellen auch zu einer Verstetigung der Arbeit und letztlich zu zählbaren Erfolgen führt. Dass aus Frau Kruse, die selbst als Migrantin mit Blockaden, Nicht-Anerkennung und Vorurteilen zu kämpfen hatte, mittlerweile eine beinahe unersetzbare Viertelgestalterin geworden ist, liegt natürlich einerseits an ihrer optimistischen Persönlichkeit. Nicht zuletzt liegt es aber andererseits auch an der Tatsache, dass Milena Kruse tatsächlich die Chance gegeben wurde, ihr Engagement hauptberuflich und professionell weiterzuführen.

7. Frauke und Herrmann Schmidt – Die engagierten Bürgerlichen

Das Ehepaar Schmidt ist in vielerlei Hinsicht ein Sonderfall in unserem Sample. Zunächst einmal sind es zwei Personen, die wir hier zusammen vorstellen und analysieren wollen. Außerdem sind sie eine Besonderheit, als das sie ein klassisches Mittelschichtsehepaar sind, das nur am Rande eines „Problemviertels“ und nicht wie die anderen von uns untersuchten ViertelgestalterInnen mitten im „Problemviertel“ wohnt. Dennoch wurden sie uns von Beginn an von SozialarbeiterInnen und Freiwilligen vor Ort als besonders treue Seelen und zentrale Figuren bei der Arbeit am örtlichen sogenannten Bürgerpark, einem von freiwilligen AnwohnerInnen betreuter Park, der das örtliche Nachbarschaftszentrum umgibt, genannt. Diese Arbeit umfasst dabei in einem engeren Sinne eine Gestaltung des Viertels, nämlich die gärtnerische Arbeit im Park ebenso wie inhaltliche Arbeit in Form eines Dartvereins, der im Nachbarschaftszentrum trainiert. Die Bedeutung des Parks als Treffpunkt und Aufenthaltsort kann für das Viertel dabei kaum überschätzt werden, sind solche Flächen in so gepflegter Form doch deutliche Mangelware in „Problemvierteln“. Für uns interessant waren beide Ausnahmen. Sowohl die Besonderheit eines Ehepaars, das sich in gewisser Weise gemeinsam um das Viertel kümmert, als auch der Brückenschlag, den die Schmidts zwischen dem Speckgürtel und dem problematischen Kern des Viertels wagen, bewirken eine neue Perspektive auf besonders engagierte Menschen in „Problemvierteln“.

7.1 KURZBIOGRAPHIE

Herrmann Schmidt wird 1946 als jüngstes Kind von insgesamt sechs Geschwistern in einer Großstadt geboren. Als Nachzügler ist der Altersunterschied zu seinen Geschwistern sehr groß. Seine Mutter ist Mitglied einer streng-christlichen Glaubensgemeinschaft, in die sie auch ihre Kinder integrieren möchte. Diese weigern sich aber nahezu alle, die spezifische religiöse Ausrichtung der Mutter anzunehmen. Auch Herrmann Schmidt weigert sich als Jugendlicher, sich weiter an diese Gemeinschaft zu binden. Er besucht zunächst die Volks- und dann die Mittelschule. Nach seiner Schulzeit beginnt er eine Lehre als Elektriker, die er erfolgreich beendet. Schon während seiner Ausbildungszeit beginnt er parallel Weiterbildungskurse, die ihm ermöglichen, direkt nach seiner Lehre ein Studium der Elektrotechnik zu absolvieren. Nachdem er sein Studium beendet hat, beginnt Herrmann Schmidt als Elektrotechniker zu arbeiten. In der Firma lernt er seine spätere Frau kennen.

Frauke Schmidt wird 1950 als einziges Kind ihrer Eltern geboren und wächst in einem Dorf auf. Ihr Vater, zuvor Soldat, arbeitet sich nach dem Krieg zum Vorarbeiter in einem Chemiewerk hoch, ihre Mutter ist vor ihrer Geburt Bürokauffrau und auch nach der Schwangerschaft immer wieder in kleineren Tätigkeiten berufstätig. Nach der erfolgreich absolvierten Volksschule besucht Frauke Schmidt das Gymnasium. Sie bemüht sich nach der zehnten Klasse um verschiedene Ausbildungsplätze, bleibt aber für ein weiteres Jahr an der Schule. Nach dem elften Schuljahr beginnt sie eine Lehre zur elektrotechnischen Assistentin. Sie wird nach der Ausbildung übernommen und arbeitet in derselben Firma, in der auch Herrmann Schmidt als Elektrotechniker angestellt ist.

Die beiden heiraten 1975, kurz nachdem Herrmann Schmidt seine Arbeit als Elektrotechniker gekündigt hat. Er beginnt ein verkürztes Studium zum Berufsschullehrer und zieht deshalb um. Wenige Monate später zieht auch seine Frau nach. Am neuen Wohnort arbeitet sie wieder als elektrotechnische Assistentin, bis 1976 die erste Tochter geboren wird. Frauke Schmidt gibt daraufhin ihre Arbeit auf, Herrmann Schmidt nimmt eine Stelle als Berufsschullehrer in ihrem jetzigen Wohnort an. Die Familie zieht allerdings zunächst in ein kleines Dorf in der Nähe der Stadt. Dort werden ihre zweite und ihre dritte Tochter geboren. 1985 ziehen die Schmidts in das von Frauke Schmidt selbst entworfene Haus, in dem sie noch heute leben.

Frauke Schmidt engagiert sich in der Elternvertretung und beginnt Mitte der 1980er Jahre, halbtags bei einer lokalen Wochenzeitung zu arbeiten. Im selben Zeitraum ziehen auch seine Eltern in dieselbe Stadt, um wieder näher bei ihrem Sohn zu leben und intensiveren Kontakt zu den Enkeln zu bekommen. Die Kinder der Schmidts besuchen alle das Gymnasium, machen ihr Abitur und beginnen ein Studium. Ende der neunziger Jahre als die erste Tochter das Elternhaus für das Studium verlässt, holen Herr und Frau Schmidt die mittlerweile verwitwete Mutter von Herrmann Schmidt zu sich, weil sie in der eigenen Wohnung immer schlechter zurechtkommt. Wenig später wird bei ihr eine Parkinson Erkrankung diagnostiziert. Frauke Schmidt übernimmt die Pflege der kranken Schwiegermutter in zunehmender Intensität sechs Jahre lang bis zu ihrem Tod. Kurz darauf erleidet Herrmann Schmidt einen Schlaganfall. Er kann die Folgen zwar vollständig überwinden, kehrt aber dennoch nicht in seinen Beruf zurück, sondern geht in den Vorruhestand. Auch Frauke Schmidt beendet ihre Tätigkeit bei der Zeitung.

Parallel zum Ausscheiden aus seinem Beruf beginnt Herrmann Schmidt, sich zunehmend in unterschiedlichen Bereichen vor Ort zu engagieren. Er gründet mit anderen zusammen eine privates Naturschutz-Biotop, bewirbt sich auf eine Stelle als ehrenamtlicher Betreuer und beginnt auch in der Nachbarschaftshilfe der örtlichen Caritas mitzuarbeiten, in der er immer wieder für verschiedene BewohnerInnen des Viertels kleinere Hilfstätigkeiten übernimmt. Im Nachbarschaftstreff des Viertels setzt er sich für den Bau einer Dartanlage ein und organisiert immer wieder überregionale Turniere. Durch diese Tätigkeit gelangt er schließlich in den Vorstand eines im Viertel neu gegründeten Sportvereins. Seine Frau versucht ebenfalls, in der Nachbarschaftshilfe aktiv zu werden, wo sie Hilfe bei der Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger anbietet. Sie wird allerdings mit dieser Tätigkeit nie gebucht, stattdessen bringt sie sich in den gerade in der Entstehung befindlichen Bürgerpark rund um den Nachbarschaftstreff ein. Schnell wird sie aufgrund ihres gärtnerischen know-hows die Hauptverantwortliche für den gesamten Park und übernimmt hausmeisterliche Tätigkeiten rund um den Treff. Gemeinsam prägen sie damit einen zentralen Treffpunkt des Viertels und sorgen für vielfältige Möglichkeiten der Kommunikation. Gleichzeitig binden sie in ihrer Arbeit immer wieder sowohl andere Freiwillige, als auch Menschen, die Sozialstunden ableisten müssen, ein und versuchen mit diesen zusammenzuarbeiten.

7.2 DAS ENGAGEMENT VON HERRMANN SCHMIDT

Zunächst soll die Motivation von Herrmann Schmidt im Mittelpunkt stehen. Er selbst begründet sein Engagement mit dem Vorruhestand, der ihm Freiräume verschafft hat, die er sinnvoll ausfüllen wollte:

„Ja, ich habe ähm (2) auf keinen Fall hier zu Hause rumsitzen wollen, und [...] ich hab dann versucht, mehrere (2) aus meiner Sicht sinnvolle Aktivitäten in Angriff zu nehmen um meinen Tag auszufüllen und nicht nur zu Hause rumzusitzen oder es gibt also ähm- eh Leute die eh auch so ähnlich eh dann auch wie ich eh in Rente gegangen sind, die die machen Weltreisen [...] eh das eh hab ich dann nicht gemacht, ne? (2) Also ich (2) bin denn eben so diesen Weg gegangen. Aber wobei ebend auch ähm gerade was diesen Nachbarschaftstreff betrifft, hab ich ihnen gleich schon zu Beginn gesagt, der ist also ein Motiv auch dieser dieses dieses eigene Hobby, ne, gewesen. Also ist jetzt, ich würd' jetzt auch nicht sagen, dass das alles so selbstlos ist, ne es geht auch darum, dass man dass man ebend äh äh etwas tut gegen die Langeweile. Um mehr geht das eigentlich teilweise gar nicht. Also ich, di- möchte ich mich auf keinen Fall hin- hinstellen als als als jemand der so quasi wie Mutter Theresa selbstlos irgendwelchen anderen Leuten helfen will, ne? Ist immer auch ein gewisser Eigennutz dabei, das macht ja auch teilweise Spaß.“

Neben dem Wunsch, auch nach dem Ruhestand eine sinnvolle Tätigkeit auszuüben, was für ihn Tätigkeiten wie Reisen o.ä. ausschließen würde, steht auch der Aspekt des eigenen Vergnügens im Mittelpunkt der Ausführungen. Interessanterweise wird die Tatsache, dass das Engagement auch Spaß macht, in einer sehr defensiven und fast schon relativierenden Weise eingeführt: Das Engagement ist nicht selbstlos, sondern es macht der aktiven Person sogar Freude. Eine Verbindung, für die Herrmann Schmidt sich rechtfertigen und entschuldigen will. Es scheint, als ob Herrmann Schmidt in seinen Ausführungen den Eindruck vermeiden will, dass er eine über die Maßen engagierte Person ist.

Dieses Muster zieht sich durch das gesamte Interview. Herrmann Schmidt liefert immer wieder eigene Reflektionen über sein Engagement, in denen er versucht, sein Wirken als unwichtig, egoistisch oder anderweitig nicht erwähnenswert darzustellen: *„Ich wollte jetzt nicht der große ehrenamtliche Helfer da sein, also es war natürlich auch das Eigeninteresse*

da.“ An einer anderen Stelle redet er über seine Rolle als Vorstand eines neu gegründeten Sportvereins:

„Die Caritas hier die hat jetzt auch noch einen Verein gegründet, einen Sportverein [...] und da haben sie mich gefragt ob ich da als in den Vorstand mit reingehe, das hab ich auch gemacht, aber da da fällt so gut wie keine Arbeit für mich an, ne, also das ist, es ist nicht so dass ich jetzt da noch sehr viel Zeit verbringe, ne. Aber (3) ich seh mich da jetzt nicht als jemand der seine ganze Freizeit für dieses soziale Projekt hergibt, sondern äh inzwischen ist das auch mehr ein Selbstläufer geworden, ne, ich muss da gar nicht mehr viel machen (3).“

Diese Bescheidenheit bzw. die Tendenz der Abwertung des eigenen Engagements hängt mit seiner Sichtweise auf Ehrenamt und Leistung zusammen und wird später noch genauer analysiert werden.

a. Engagement als Hilfe in der Nachbarschaft

Durch die gesamte Erzählung zieht sich ein Grundmotiv des Engagements: Ein tiefer Glaube an das Ideal des gegenseitigen Helfens. Immer wieder taucht dieses Motiv auf:

„Ne, ansonsten (4) natürlich wir haben mit unserer Nach-, wir haben ne gute Nachbarschaft [...] so ähm so man versucht an sich im direkten Umfeld ähm sich gegenseitig zu helfen, nicht das äh wobei die ein Teil der Nachbarn sind auch schon älter, da ist es dann eher so, dass das wir rüber gehen und helfen mal, wenn da irgendwas gemacht werden muss, meine Frau geht rüber und buckelt da auch so ein bisschen im Garten rum. Aber zurzeit ist es glücklicherweise so noch, das wir (1) noch nicht so auf die Hilfe anderer angewiesen sind, aber in der Nachbarschaft, in der direkten Nachbarschaft immer Ansprechpartner hätten, wenn es so wäre.“

Diese gegenseitige Hilfe orientiert sich am Ideal einer guten Nachbarschaft, in der es normal sein sollte, ein offenes Auge für die Probleme der anderen zu haben und sich gegenseitig so gut es geht zu unterstützen. Gleichzeitig spielt aber auch die Absicherung der eigenen potentiellen, zukünftigen Hilfsbedürftigkeit eine Rolle: Wer anderen Menschen heute hilft, der kann auch darauf vertrauen, dass ihm selbst später ebenfalls geholfen werden wird. Auf diese Überzeugung bezieht sich auch das immer wieder auftau-

chende Motiv des „Eigennutzes“ von Engagement, das Herrmann Schmidt jeweils als Relativierung seines Engagements als nicht selbstlos anführt und das bereits ein Grund für die generell skeptische und herunterspielende Sichtweise auf die eigene Aktivität ist. Dennoch erklärt sich beispielsweise das Engagement in der Nachbarschaftshilfe aus dieser Perspektive des guten Zusammenlebens, kleine Aufgaben und Hilfeleistungen werden wie selbstverständlich übernommen:

„Nachbarschaftshilfe, äh da hab ich auch einige Jahre mitgemacht, habe da äh ist auch heute noch so dass ich jemanden hin und wieder fahre, die haben keinen Führerschein und dann muss ich also bestimmte Wege erledigen für die, äh dann werde ich hin und wieder angerufen von anderen Leuten, da muss dann mal irgendwo ein Spiegel an die Wand gedübelt werden oder so.“

b. Prägung durch religiöse Gemeinschaft

Die selbstverständliche gegenseitige Hilfe ist dabei eine erlernte Verhaltensweise, die immer wieder in Passagen über Kindheit und Jugend auftaucht. Dabei ist die Religiosität der Mutter ein wichtiger Faktor. Auch wenn Herrmann Schmidt insgesamt stark betont, sich konsequent von der religiösen Gemeinschaft, in der seine Mutter engagiert war, abgewendet zu haben, kommt er doch immer wieder auf eine christliche Prägung zurück, die er trotz allem tief verinnerlicht hat. Insbesondere das Ideal der Nächstenliebe spielt daher bereits in seiner Jugend eine zentrale Rolle. Einerseits bezieht sich diese Überzeugung auf die eigene Familie, in der er als Nachzügler verstärkt Verantwortung übernehmen muss:

„Meine älteren Geschwister sind dann ja auch alle aus dem Haus gegangen und es entwickelte sich halt mehr dass ich nur noch alleine zuhause war, und ich habe weil meine Eltern auch immer älter wurden eigentlich auch zuhause, ja so manche Aufgaben übernommen, äh, die sich ergeben haben dadurch dass meine Eltern vielleicht, die eine oder andere Hilfe brauchten, ich habe dann nachher so was weiß ich zuhause die Wohnung tapeziert und und äh, ähm ja einfach mehr mit angepackt.“

Andererseits sorgt die enge Einbindung der Mutter in die religiöse Gemeinschaft auch dafür, diese Tätigkeiten auf andere Mitglieder der Gemeinschaft auszudehnen:

„Also diese Prägung durch äh durch den Glauben, das ist glaub ich gar nicht so unbedeutend gewesen, und äh meine Mutter, die hat äh auch häufig ja so kirchliche Informationen ausgeteilt, hat dadurch wieder Leute kennen gelernt und bei diesen Leuten habe ich dann teilweise schon damals, äh ja so Renovierungsarbeiten gemacht, äh, also da (3), ich hab zuhause tapeziert mit mit sechzehn siebzehn, und dann äh musste ich eben bei älteren Leuten, die meine meine Mutter durch ihre Aktivitäten in der Kirche kannte auch woanders mal was machen, hat in gewisser Weise also so, da schließt sich so ein bisschen der Kreis weil ich heute auch so diese Nachbarschaftshilfe mitmache.“

c. Ideal des Dorfes

Neben den eigenen konkreten Erfahrungen hat das Motiv der gegenseitigen Hilfe eine zweite Dimension, die sich eher an einer Utopie orientiert. Das Dorf wird zu einer imaginierten Wunschvorstellung der guten Gemeinschaft, in der die für die eigene Umgebung erwünschte reziproke Solidarität selbstverständlich umgesetzt wird:

„Eigentlich (1) hab ich es immer so ein bisschen eh (2) schade gefunden, dass es in diesen Neubausiedlungen in den wir hier wohnen, eh so das Leben eh die Leute das Leben nebeneinander, das Leben miteinander, das Leben nebeneinander eine große Rolle spielt, aber nicht das Leben miteinander und eh (1) ich kenne Leute, die wohnen auch mehr so in den dörflichen Gemeinschaften [...]. Und [ein Kollege], der wohnt in einem Dorf [...] und engagiert sich dort sehr stark im Sportverein in äh auch in der Kirche und und in in so, der hat mir immer so beschrieben, wie das toll ist in dieser dörflichen Gemeinschaft und wenn sie in so einer Neubausiedlung wohnen, da gibt es das nicht und darauf hab ich eigentlich so ein bisschen gewartet, das das hier ein bisschen was entsteht, wie in einem Dorf und deswegen war das eh immer so dass das=das=das=das schwelte bei mir immer so, nicht wie kann wie kann man es schaffen, das man in einer Neubausiedlung sowas wie in einem Dorf hinkriegen kann.“

Das Engagement von Herrmann Schmidt zielt also nicht zuletzt darauf, in der Neubausiedlung, in der viele nur die eigenen Interessen verfolgen, keinen Blick für die anderen BewohnerInnen haben und auch nicht an einer guten Nachbarschaft interessiert sind, eine dörfliche Gemeinschaft zu etablieren. Bemerkenswert ist dabei, dass Herrmann Schmidt sich nicht auf

konkrete Erfahrungen, die er selber gemacht hat, bezieht. Vielmehr argumentiert er hier mit der idealisierten Vorstellung einer Dorfgemeinschaft, die er über Dritte vermittelt bekommen und zu einer Projektionsfläche für seine Wünsche ausgearbeitet hat. Wesentlicher Inhalt der Dorfmetapher ist die selbstverständliche gegenseitige Hilfe, die dem Dorfleben zugeschrieben wird.

d. Engagement als Arbeitskompensation

Eine zweite zentrale Motivation für sein Engagement zieht Herrmann Schmidt aus der krankheitsbedingten Frühverrentung. Einerseits ist der schrittweise Ausbau der ehrenamtlichen Aktivitäten nach der Verrentung eine willkommene Möglichkeit, der neuen Langeweile und Tatenlosigkeit zu entkommen. Andererseits ist das Engagement aber auch eine Gelegenheit, selbst nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben weiterhin beweisen zu können, dass man noch immer Leistung und einen positiven und wichtigen Beitrag für die Gesellschaft erbringen kann.

Das Bedürfnis, eben diesen Beweis zu erbringen, lässt sich einerseits aus der überaus starken Konzentration und Ausrichtung auf Leistung im Lebenslauf erklären, andererseits lassen auch die Umstände um das Ausscheiden aus dem Beruf erahnen, weshalb der Vorruhestand einen größeren Rechtfertigungsdruck zur Folge hatte.

Arbeit und sozialer Aufstieg

In der gesamten Gestaltung der Eingangserzählung des Interviews fällt auf, dass Herrmann Schmidt sich beinahe ausschließlich auf die Beschreibung seiner Ausbildung, Weiterbildung, seiner Erwerbsarbeit und schließlich seines Engagements beschränkt. Andere Aspekte seiner Biographie treten dagegen deutlich in den Hintergrund bzw. werden gar nicht thematisiert. Dabei steht besonders das Narrativ des Aufsteigens im Mittelpunkt der Erzählung: Während der Ausbildung wird bereits das erste Studium vorbereitet, auch das Ausscheiden aus dem Beruf als Elektrotechniker und das zweite Studium zum Berufslehrer werden als weiterer Aufstieg dargestellt.

„Eigentlich bin ich in ziemlich einfachen Verhältnissen aufgewachsen, mein Vater ist nur Arbeiter gewesen (3) ähm (4) ich selbst habe dann zunächst die Mittelschule besucht, hab dann aber über den zweiten Bildungsweg äh noch die äh zunächst die

Fachhochschulreife erlangt, habe nen Studium der Elektrotechnik gemacht, habe auch als Elektrotechniker einige Jahre gearbeitet, äh habe dann aber dadurch dass ich die Allgemeine Hochschulreife dann durch das Studium erlangt habe noch ein weiteres Aufbaustudium gemacht zum Berufsschullehrer.“

Hier wird ausgehend von den einfachen Verhältnissen in der Arbeiterfamilie des Vaters eine beeindruckende Aufstiegserzählung beschrieben, auf die Herrmann Schmidt sehr stolz zu sein scheint, auch wenn die Geschichte relativ nüchtern gestaltet wird. Bei dem weiten Weg vom Arbeiterkind zum Hochschulabsolventen werden die Familie bzw. explizit der Vater und der älteste Bruder als unterstützende, aber auch antreibende Kraft dargestellt:

„Meine Eltern haben allerdings sehr darauf geachtet dass ihre Kinder ne gute Ausbildung bekommen, als die hat, mein Vater hat nie viel Geld verdient, ich habe dann, ich hab ja zunächst nur Realschule gemacht, habe ne Elektrikerlehre gemacht und habe dann während dieser Lehre als Elektriker schon so Fernkurse gemacht, und äh die mussten bezahlt werden und obwohl meine Eltern ganz wenig Geld über hatten war es ihnen wichtig dass sie das bezahlen.“

Mit der Hilfe geht allerdings auch eine relativ starke Lenkung einher, die ebenfalls von Vater und Brüdern gleichermaßen ausgeübt wird. Herrmann Schmidt erzählt beispielsweise von seiner jugendlichen Faszination für Tiere und Natur und dem Traum, Tierpfleger zu werden:

„Also als ich dann tatsächlich Tierpfleger werden wollte hat einer meiner Brüder mir davon abgeraten hat mir gesagt, mach ne Elektrikerlehre und mach normal (lacht), versuch über den zweiten Bildungsweg dann eben ins Studium rein zu kommen, ich hab das nachher lange doch bereut denn ich hab mich im Elektrotechnikstudium nicht sehr wohl gefühlt“

In dieser Passage wird deutlich, dass der Aufstieg von Herrn Schmidt auch durch eine starke Erwartungshaltung seiner Familie angetrieben wird. Noch während der Schulzeit wird Herrmann Schmidt bereits von seinem älteren Bruder in eine Laufbahn gedrängt, bei der die Ausbildung nur den ersten Schritt zu einem Aufstieg über den zweiten Bildungsweg darstellt. Diese Erzählung zeigt aber auch, wie belastend die fremdbestimmte Berufswahl für Herrn Schmidt gewesen ist. Schon die Ausbildung zum Elektriker wird

als dreckig und wenig fordernd beschrieben und der Ausweg über ein Studium führt ebenfalls wieder in die Frustration, was wiederum zur Weiterbildung als Berufsschullehrer führt. Gleichzeitig wird bei aller Frustration in den verschiedenen Berufen niemals in Erwägung gezogen, die Arbeit einfach abubrechen, dies ist immer erst möglich, wenn eine zusätzliche Aufstiegsoption gefunden wurde. Viel zu sehr hat Herrmann Schmidt das Arbeitsethos und den Aufstiegswillen seiner Familie auch selbst verinnerlicht.

Engagement als Umgang mit der Frühverrentung

Dies erklärt auch, warum die Verrentung nicht als wohlverdienter Ruhestand empfunden werden kann. Gerade der frühere Ausstieg aus dem Berufsleben verstärkt den Druck, weiter aktiv zu bleiben, sowohl in der Selbstwahrnehmung, als auch durch den Druck, der von außen aufgebaut wird oder zumindest von Herrmann Schmidt so empfunden wird. Zwar ist der wichtigste Grund für die Rente die schwere Krankheit, dennoch spielt auch eine latente Frustration in der Arbeit als Berufsschullehrer eine Rolle:

„Ja ich ich hatte also n Schlaganfall gehabt. Vom dem ich mich allerdings äh komplett erholt habe und auch nach (2) Jahren nichts wieder aufgetaucht ist und äh das das hat dazu geführt, dass ich dann äh vorzeitig in Rente gegangen bin. Wobei ich auch sagen muss, äh dass mir äh (3) die Arbeit an der Berufsschule dann auch teilweise schwer gefallen ist äh weil wenn sie mit sehr unmotivierten Schülern zu tun haben, ähm (1) dann habe ich ebend diese Erkrankung hatte ähm (1) die Gelegenheit beim Schopf gefasst und habe das eine mit dem anderen verbunden.“

Die Krankheit ist zwar Hauptursache für das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, sofort wird aber einschränkend angefügt, dass sie eigentlich komplett geheilt ist. In der eigenen Wahrnehmung scheint sie daher kein ausreichender Grund für die Pensionierung zu sein, und auch wenn hier sehr offen die unangenehme Arbeitsbelastung als Lehrer thematisiert wird, lässt sich dennoch vermuten, dass der Rückzug aus dem Beruf auch als eigentlich unzulässiges „Kneifen“ vor der Herausforderung interpretiert wird. Auf diese Weise entsteht dann die Dynamik, aus der heraus die entstehenden Freiräume fast schon als Belastung empfunden werden und unter allen Umständen mit sinnvoller Beschäftigung gefüllt werden müssen. Noch einmal sei daher die bereits zitierte Selbsteinschätzung in Erinnerung gerufen:

„Ja, ich habe ähm (2) auf keinen Fall hier zu Hause rumsitzen wollen, und [...] ich hab dann versucht, mehrere (2) aus meiner Sicht sinnvolle Aktivitäten in Angriff zu nehmen um meinen Tag auszufüllen“

e. Engagement als Spaß

Immer wieder betont Herrmann Schmidt, im Engagement auch sein eigenes Vergnügen zu verfolgen. Allerdings wird diese Verbindung nicht als willkommener Katalysator oder nützlicher Synergie-Effekt dargestellt, sondern ganz im Gegenteil: Neben der oben beschriebenen Konzeption des gegenseitigen Helfens als „Eigennutz“ liegt hier ein zweiter zentraler Aspekt, der in seiner Darstellung zu einer Abwertung der eigenen Aktivitäten führt. Denn in der Selbstwahrnehmung von Herrn Schmidt scheinen sich ein „Ehrenamt“ und Spaß gegenseitig auszuschließen.

„Und äh, ich habe für mich da aber eigentlich im wesentlichen nur die Chance gesehen einen, eine Freizeitbeschäftigung von mir dort zu integrieren, und zwar das Dart-Spielen [...] das war eigentlich meine Hauptantriebsfeder, ich wollte jetzt nicht der große ehrenamtliche Helfer da sein, also es war natürlich auch das Eigeninteresse da, ich kann das, die ähm das Engagement mit meinem eigenen, mit meinem eigenen Spaß verbinden, als also dieser Freizeitspaß, äh Dart spielen.“

Immer wieder wird daher fast entschuldigend angeführt, dass ein Teil des Engagements auch darauf hinausläuft, seinem eigenen Hobby zu frönen. Beim Nachbarschaftstreff wird beispielsweise immer betont, dort primär die Verwirklichung des Dartvereins angestrebt zu haben, obwohl Herrmann Schmidt auch bei der gesamten restlichen Gestaltung des Parks und des Gebäudes ein aktiver Helfer gewesen ist.

Diese Sichtweise hängt mit einem enorm hohen Anspruch an das Konzept des Ehrenamtes zusammen. Herrmann Schmidt verbindet das Ehrenamt mit einem hohen Grad an Selbstlosigkeit, Verzicht, Entbehrungen und Pflichtgefühl. Das Ehrenamt wird so zu einer wahrhaftig ehrenhaften und hehren Beschäftigung, in der Spaß, Freude und Vergnügen keinen Platz zu haben scheinen. Auf diese Weise rutscht die ehrenamtliche Tätigkeit auch näher an die Sphäre des Berufs (im Sinne einer ständigen Pflichterfüllung) heran als an die Sphäre der Freizeit, ein Umstand, der eng mit der oben beschriebenen Konzeption von Engagement als Arbeitersatz zusammen-

hängt, weshalb er sich in der ständigen Pflicht fühlt, sich für den Spaß am Engagement entschuldigen zu müssen.

f. Struktur des Engagements

Neben der Motivation, ehrenamtlich aktiv zu werden, ist im Falle von Herrn Schmidt auch die konkrete Ausgestaltung bzw. die Struktur seines Engagements äußerst aufschlussreich. Hier zeigt sich beinahe idealtypisch, wie ein hoher Bildungsgrad und eine enge Einbindung in eine bürgerliche Werte- und Handlungslogik die tatsächliche Tätigkeit beeinflussen.

Zunächst fällt immer wieder die hohe Kompetenz auf, mit der Herrmann Schmidt sich auch neue Aufgaben problemlos erschließen kann. Neue, unbekannte Herausforderungen schrecken ihn keineswegs ab, sondern scheinen ihn noch zusätzlich für eine Aufgabe zu motivieren: Egal ob es sich um die juristischen Aspekte seiner Betreuer-Tätigkeit oder die verwaltungsrechtlichen Vorgaben bei der Gründung des Naturschutz-Biotops handelt, jedes neue Problem wird mit Enthusiasmus, Kompetenz und Eifer umgehend bewältigt. Eng damit verbunden ist auch ein enormes Selbstbewusstsein, ein tiefes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, das ihn auch immer wieder ermutigt, seine Aktivitäten in leitender Position auszuüben. Auch dies ist ein konstantes Muster seines Engagements. Überall, wo Herrmann Schmidt beteiligt ist, übernimmt er auch verantwortungsvolle Funktionen.

7.3 DAS ENGAGEMENT VON FRAUKE SCHMIDT

Frauke Schmidts Engagement ist deutlich weniger breit gefächert als das ihres Mannes und in ihrer eigenen Darstellung und ihrer Praxis stark auf die im engeren Sinne gärtnerischen Tätigkeiten im Bürgerpark fokussiert. Daneben ist sie aber durchaus lange Jahre beim NABU aktiv gewesen und beteiligt sich in unterschiedlichen Vereinsstrukturen, wie dem örtlichen Sportverein und einem Verein für Rosenzüchter. Diese Aktivitäten ordnet sie aber kaum in eine Kontinuität des bürgerschaftlichen Engagements mit dem Bürgerpark ein. Insofern liefert sie für das Engagement im Bürgerpark auch eine allgemeine Motivlage:

„Ich habe schon längere Zeit schon so so irgendwie gedacht, das, du hast eigentlich Zeit und du könntest, du könntest dich ja mal ein bisschen mehr einbringen. Könntest mal so ein bisschen was soziales machen. Also das, das habe ich mir so gedacht.“

Sie betont also vor allem das Gefühl einer Verpflichtung zur Aktivität, im Besonderen zu helfender Aktivität, als eigenen Antrieb zum Beginn des Engagements. Im Vergleich mit anderen ViertelgestalterInnen mit ähnlichen Motiven ist dieser Antrieb bei ihr aber eher schwach ausgeprägt. Er dient zwar gewissermaßen als Einfallstor für Anregungen von außen mit Engagement zu beginnen, führt aber kaum zum eigenständigen suchen nach solchen Möglichkeiten. Die Begeisterung für den Bürgerpark und das Nachbarschaftszentrum allerdings, die ihr Engagement heute prägt, hängt deutlich stärker mit der persönlichen Entwicklung zusammen, die sie im Rahmen dieser Tätigkeit erleben konnte. Frauke Schmidt suchte im Gegensatz zu ihrem Mann auch nicht aktiv nach einer Engagementmöglichkeit, so dass ihre Motivationslage auch die Beschreibung ihrer spezifischen Hindernisse zum Engagement umfasst und ihre Überwindung ins Zentrum stellt.

a. Verpflichtung zur Aktivität und Verantwortungsübernahme

Als Frauke Schmidt die selbstempfundene Verpflichtung zur Aktivität erstmals im Interview einführt, kommt sie von dort direkt zu ihrer Prägung im Elternhaus durch ihren Vater:

„Ich meine das, in meinem Elternhaus war das eigentlich üblich. Mein Vater, der war stark eingebunden in das dörfliche Leben und hat sich da auch sehr engagiert.“

Diese Herleitung des eigenen Engagements funktioniert parallel zu Herrmann Schmidts Motivation zum Engagement. Die Vereinsaktivitäten des Vaters, besonders in einem Gesangsverein, und die dörfliche Einbindung wirken funktionaläquivalent zu der Einbindung in die christliche Gemeinschaft in der Kindheit von Herrn Schmidt. Auch hier dient das Aktivitätsniveau der Eltern als Selbsterklärung für und Messlatte an die eigene Aktivität.

Im Laufe ihres Lebens hat Frauke Schmidt diesen Anspruch allerdings mit Hilfe von Vereinsaktivitäten und ihrem Engagement beim NABU stets erfüllen können, ohne das hohe Maß an umtriebigen Engagement zu entwickeln, das etwa das aktuelle Engagement ihres Mannes kennzeichnet. Neben ihrer Tätigkeit als Hausfrau und Mutter hatte sie so aber stets weitere Aktivitäten und die Einbindung in ein über den Nahbereich hinausgehendes soziales Netzwerk. Mit zunehmendem Alter der Kinder nahm Frauke Schmidt zu dem wieder eine kleinere Stelle an. Als die Kinder schließlich aus dem Haus waren, verlagerte sich ihre Tätigkeit auf die Pflege ihrer an Parkinson erkrankten Schwiegermutter. Bald nach ihrem Tod wird wiederum ihr Mann schwer krank. Während all dieser Lebensphasen ist somit die Forderung nach Aktivität und Verantwortungsübernahme, die Frauke Schmidt besonders von ihrem Vater übernommen hat, erfüllt. Erst mit der Genesung des Mannes fällt das Aktivitätssniveau für Frauke Schmidt ab. Eine reine Erhöhung der Aktivität in den Vereinen kann diese Lücke nicht vollständig wieder auffüllen, da ein spezifischer Anspruch an sich selbst und andere dabei nicht erfüllt werden konnte. Zusätzlich zur reinen Aufforderung zur Aktivität übernimmt Frauke Schmidt auch den inhaltlichen Anspruch der Verantwortungsübernahme von ihrem Vater.

„Und da das ja bei uns zu Hause üblich war, das jeder vor seinem Haus alles gemacht hat, war bei meinem Vater das selbstverständlich, dass er das auch machte. Er hat sich eigentlich immer nur darüber aufgeregt, dass es Leute gibt, die das nicht machen. Und das ist, aber das ist bei mir auch so hängen geblieben, muss ich sagen. Das ist, ähh, genau das gleiche. Das ist für mich selbstverständlich, dass ich hier Schnee schippe oder sonst irgendwas. Und ich, ich find das immer bescheuert, dass die Leute das teilweise nicht machen. Wenn sie 'n Eigenheim haben oder so, dann sind sie eigentlich verpflichtet. Es muss ja nur mal jemand hinfallen. Aber das ist bei manchen ist es vielleicht so, dass die das nie gewohnt waren, dass sie irgendwelche Verantwortung übernehmen müssen. Ich weiß es nicht. Aber das war für mich selbstverständlich. Eigentlich immer.“

Es ist die hier am Beispiel des Schneeschiebens eingeführte Verantwortungsannahme für den Nahraum, die für Frauke Schmidts Drang zur Aktivität in dieser Lebensphase entscheidend wird. Bisher konnte sie vor sich selbst stets auf wechselnde fürsorge- und pflegebedürftige Menschen in ihrem Umfeld verweisen, um mit diesem Anspruch umzugehen: zuerst ihre

Kinder, dann ihre Schwiegermutter und schließlich ihr eigener Mann. Im Wegfall der mit diesen Personen verbundenen Aufgaben lag ein wesentlicher Grund für das Gefühl, dem eignen Anspruch nicht mehr gerecht zu werden.

b. Passivität

Zeitgleich mit dem Verlust der bisherigen Aufgaben beginnt ihr nun genesener Mann seine starke Ausweitung und Umstrukturierung seines Engagements, um mit der neuen Lebensphase des Vorruhestandes zurechtzukommen. Dieser Aktivitätsschub ihres Mannes ist für Frauke Schmidt konkreter Auslöser, sich mit dem eigenen als unzureichend empfundenen Aktivitätsniveau auseinanderzusetzen. Erzählerisch eingeleitet wird ihre eigene Aufnahme des Engagements so mit dem Engagement des Mannes:

„Und dann ist mein Mann in Ruhestand gegangen mit 60 und ähh, der hat dann sich erst mal was gesucht. Er hat gesagt, also, nur einfach so zu Hause sitzen mag ich nicht. Und dann hat der bei der Nachbarschaftshilfe angefangen und ich hab mir auch überlegt, dass, irgendwie müsstest dich auch mal ein bisschen engagieren.“

Aber diese Überlegung bearbeitet Frauke Schmidt nicht mit demselben Aktivismus wie ihr Mann, der sich sofort in einer Art Bewerbungsphase um ehrenamtliche Tätigkeiten bemühte. Frauke Schmidt stellt sich selbst in ihrer gesamten Lebensgeschichte bei ihren eigenen beruflichen und privaten Entscheidungen als tendenziell passiv dar. Sowohl ihren Ausbildungsplatz, als auch ihren späteren Job findet sie durch Annahme von Vorschlägen anderer:

„Ich habe dann noch mal 'ne ehemalige Mitschülerin getroffen und die hatte elektrotechnische Assistentin gelernt. Und die sagte, Mensch, das ist ganz Klasse in so 'nem Büro. Und joa, da hab ich gedacht, eigentlich könntest das auch mal versuchen.“

„Ja, das ist auch kurios. [...] Ähm, da war ein, ein Computer angeboten in dieser Zeitung. Mein Mann hat sich daraufhin gemeldet. Und das war der leitende Redakteur dieser Zeitung [...] und da kamen die beiden ins Gespräch und der sagte, hach, ich bin hier ganz alleine, ich suche noch jemand, der mich unterstützt, der 'n bisschen schreibt und also so Computertätigkeiten macht. [...], und, achso, Korrektur

ließt. Und dann sagte mein Mann, joa, so was könnte meine Frau machen. ich frag sie mal. Und dann kam er nach Hause, du hast du nicht Lust so, das ist ja nur, es fing an mit ähm, zwei Stunden oder drei Stunden donnerstags vormittags.“

Interessanterweise findet Frauke Schmidt aber gerade bei den beruflichen Tätigkeiten im Laufe der Zeit viel Erfüllung und entwickelt eine Begeisterung dafür, auch wenn sie aus Zufälligkeiten heraus begonnen wurden. Die Erfüllung, die sie in ihrem Beruf gefunden hatte, drückt sich nicht zuletzt auch in einer Abwertung der Entscheidung, diese bei Geburt des ersten Kindes aufzugeben aus:

„I: Können Sie noch ein bisschen mehr über die Zeit erzählen als Sie ihren Beruf aufgegeben haben?

Frauke Schmidt: Als ich so praktisch nur Hausfrau und Mutter war? Ja, ähm, was ich vermisst habe, das war. Also, das sind nat-, es sind schöne Zeiten mit den Kindern, aber trotzdem, wenn man so’n ganzen Tag mit so Kleinen zusammen ist, sehnt man sich auch mal nach anderen Gesprächen. Und das habe ich teilweise sehr vermisst. Und ich würde meiner Tochter auch nicht raten ihren Beruf aufzugeben. Wär auch viel zu, also das wäre blödsinnig. Die ist Ärztin und liebt ihren Beruf. Warum sollte die das aufgeben. Also, ich würde es keinem heute raten.“

Diese Erfahrung, dass ihr das reine Mutter- und Hausfrauen-Dasein stets etwas zu wenig vorkam, bearbeitet sie selbst aber erst nachdem sie diese Rolle einige Jahre so gelebt hat. Letztlich ist sie zwar stets wie bereits genannt in unterschiedlichen Vereinsstrukturen aktiv, eine Arbeit nimmt sie aber erst wieder auf als ihr Mann durch Zufall von der Stelle bei der Zeitung erfährt und ihr das Angebot übermittelt.

Ein ähnliches Muster zeigt sich auch beim Beginn des Engagements im Bürgerpark. Das Bedürfnis, mehr zu tun, scheint sie, geprägt durch die familiäre Sozialisation und den Wegfall alter Aufgaben, schon länger zu haben, tatsächlich aktiv wird sie aber erst als ihr Mann ihr den Zugang zum Nachbarschaftszentrumtreff und der Nachbarschaftshilfe im Viertel eröffnet.

c. Zurückhaltung gegenüber Menschen

Erst dadurch, dass ihr Mann in der Nachbarschaftshilfe aktiv wird, kommt sie überhaupt mit dieser in Berührung und wird dort dann direkt von den MitarbeiterInnen vor Ort angesprochen. Diesen Prozess erzählt Frauke Schmidt im selben passiven Stil, wie ähnliche Erlebnisse aus ihrer Erwerbsbiographie:

„Und dann hat er sich da hingewandt und die Nachbarschaftshilfe war anfangs auch hier im, im Nachbarschaftszentrum angesiedelt. [...] Und äh, da wurde er dann in die Liste aufgenommen und da ist er auch, also, sag ich mal, recht oft gebucht worden von Leuten. Und ähm, dann kam ich auch mal dazu und dann fragte mich eine Mitarbeiterin, haben Sie nicht auch Lust daran mitzumachen, und da sag ich, ja, warum nicht? Und ähm, was würden Sie denn machen? Dann sag ich, ja, gut, ich könnte Leuten mal was vorlesen oder mal 'n Nachmittag betreuen, wenn irgendjemand einen pflegebedürftigen Angehörigen hat und mal 'ne Auszeit braucht mal irgendwie mal shoppen gehen will oder zum Friseur oder sonst irgendwas. Das könnte ich mir vorstellen.“

Mit diesem selbstgewählten Fokus versuchte sie zunächst an die häusliche Pflege ihrer Schwiegermutter anzuknüpfen, die sie bis kurze Zeit zuvor gemacht hatte. Anzunehmen ist auch, dass sich Frauke Schmidt genau solche Hilfe bei der Pflege ihrer Mutter gewünscht hätte. Auch wenn Frauke Schmidt sogar einen Kurs zum Umgang mit demenzkranken Menschen besucht, gelingt es ihr aber nicht, tatsächlich Fuß zu fassen und regelmäßig für Hilfe angefragt zu werden. Ihrer eigenen Einschätzung nach ein Umstand, der sich vor allem an der durch die gut organisierte Nachbarschaftshilfe hervorgerufene hohe Abdeckung an freiwilliger Pflegeunterstützung im Viertel ergab. Nur ein Kontakt kommt zustande, der aber ebenfalls nicht in eine regelmäßige Tätigkeit mündet. Neben diesem Hauptgrund spielt aber ein weiterer Aspekt eine Rolle in diesem ersten missglückten Versuch, das Engagement zu steigern. Frauke Schmidt schätzt ihre eigene Kompetenz im direkten kommunikativen Umgang mit Menschen nicht besonders hoch ein:

„Also meine Nachbarin zum Beispiel, die ist beim Besuchsdienst im Krankenhaus und das wäre nicht so meine Sache. [...] Ich bin nicht so ein Mensch der, mhm sage ich mal so, so ganz offen auf andere zugeht. Ich habe auch Situationen wo ich das nicht so kann. Meine Nachbarin die kann das. Die geht in so ein Krankenzimmer auf wildfremde Menschen zu und die kann die, die kann die, das sage ich jetzt ein bisschen- das ist nicht nett, voll quatschen. Aber die hat einen Zu- also die die hat sofort Gesprächsstoff oder sowas. Die findet sowas. Und da wäre ich ein bisschen schwerfällig.“

Das dieser Punkt an dieser Stelle von ihr mit dem Beispiel des Krankenbesuchdienstes der Nachbarin einführt, einer Tätigkeit, die der von ihr selbst angestrebten Unterstützung bei der Pflege sehr nah ist, deutet daraufhin, dass diese Form des Engagements letztlich nicht ihrem selbst zugeschriebenen Kompetenzprofil entsprach. Diese Verbindung macht Frauke Schmidt allerdings selbst nie explizit, sondern verweist zur Begründung ihres nicht zustande gekommenen Engagements auf die hohe Zahl anderer Freiwilliger und darauf, dass die zu Pflegenden, zu der ein Kontakt vermittelt worden war, sich gegen sie entschieden habe. Die Gründe für diese Entscheidung nennt sie nicht.

Auch in Bezug auf andere Lebensbereiche zeigt sich aber in der Erzählung von Frauke Schmidt, dass sie Aufgaben, deren zentraler Aspekt die Kommunikation und der Umgang mit fremden Menschen ist, zu meiden versucht. So schränkte sie von sich aus deutlich ein, welchen Tätigkeitsbereich sie bei der Zeitung wahrnehmen wollte:

„Ich bin nicht zu den Leuten oder Veranstaltungen gegangen. Das hab ich von Vornherein gesagt, das möchte ich nicht. Also ich möchte niemanden irgendwie interviewen oder sonst irgendwas, das liegt mir überhaupt nicht. Ähm, das ist nicht meine Sache. Und hier in der Redaktion gerne, da mach ich alles Mögliche, aber das nicht.“

Auch die oben beschriebene grundsätzliche Zurückhaltung, die Frauke Schmidt bereits von ihrer Ausbildungssuche berichtet hatte, könnte darin eine Wurzel haben. Eine Suche nach jedweder Tätigkeit, sei es beruflich oder zivilgesellschaftlich, erfordert ein hohes Maß an Kommunikation mit Fremden und zumindest die Fähigkeit für den Zeitraum der Bewerbungsbeurteilung auch im Mittelpunkt stehen zu können. Für die Suche nach Engage-

gement ist eine Selbsteinschätzung, die gerade diese Aspekte für persönliche Schwächen hält, ein relativ großes Problem. Die meisten Formen von Engagement sind darauf angelegt, direkt mit oder gar an Menschen zu arbeiten und in ständigem kommunikativen Austausch zu stehen. Hier hat Frauke Schmidt auf zwei Weisen eine besondere Passung zu ihrem Engagement gefunden. Erstens vermittelt ihr Mann den ersten Kontakt zum Nachbarschaftszentrum und überwindet so die erste Hürde, so dann findet sich zweitens nach dem Misslingen des erstens Versuchs in Form des Bürgerpark ein Engagement, das Frauke Schmidt auch dauerhaft hier nicht überfordert:

„Ich habe so so immer so nach Dingen gesucht, die für mich vielleicht das Ideal sind. Ich bin nicht nicht so ein Mensch der, mhm sage ich mal so, so ganz offen auf andere zugeht. Ich habe auch Situationen wo ich das nicht so kann. [...] Und insofern ist es, habe ich dann immer so gewartet und gesucht und- also etwas könntest du machen. Und da war halt eben dieser Bürgerpark, das ist genau das richtige für mich. Da muss ich nicht äh auf, nicht sooo intensiv auf Menschen zugehen, wenn ich Lust habe kann ich es machen und wenn nicht dann lasse ich es. Dann arbeite ich eben so.“

d. Emanzipation im Engagement

Interessant an Frauke Schmidts Fall ist, dass sie all dieser Hürden zum Trotz zum Engagement gefunden hat und mittlerweile mit einer enormen Begeisterung engagiert ist. Sie zieht aus dem Engagement eine Anerkennung und wird durch die Erfolgserlebnisse ihres Einsatzes motiviert. Daneben entwickelt sie innerhalb der regelmäßigen und intensiven Arbeit ein neues Selbstbewusstsein innerhalb ihrer Beziehung und hat schließlich sogar eine Möglichkeit gefunden, Menschen zu helfen und ihre Kontaktscheu deutlich abzubauen.

Frauke Schmidts Lebenslauf war seit ihrer Hochzeit stark bestimmt von den Erfordernissen, die die berufliche Entwicklung ihres Mannes an sie herangetragen hat. Schon der Umzug aufgrund des Studiums ihres Mannes und somit zwangsläufige Stellenwechsel werden von ihr in der Rückschau wenig begeistert und als deutlich auf Wunsch des Mannes geschehend erzählt:

„Naja und dann ist mein Mann eben nach zwei, drei Jahren wieder hat er dort aufgehört und hat eben die Ausbildung gemacht in Niedersachsen war es damals möglich. [...] Und ja, und dann saß ich erst mal da alleine wieder. Und das ist ja auch nicht so toll. Und dann haben wir gesagt, ok, dann komme ich auch nach und ziehe um.“

Dieses Muster setzt sich bei der Aufgabe des Berufs für die Kinder sowie dem Umzug zum jetzigen Wohnort stets fort. So ist etwa die Möglichkeit, dass möglicherweise Herrmann Schmidt beruflich zurücksteht, um die Kinder zu erziehen, keine Option innerhalb des Interviews, weder als damals verhandelte, noch als heute im Rahmen der gesellschaftlichen Entwicklung möglich gewordene Option. Dabei steht Frauke Schmidt der Entscheidung, ihren Beruf aufzugeben, heute deutlich kritisch gegenüber:

„Mein Mann war berufstätig und meine Eltern weit weg. Und es ist ja heute noch 'n Problem wie man Kinder irgendwie unterbringt wenn man weiterarbeiten möchte. Und damals war es noch ein viel größeres Problem. Und da war eigentlich fast für die meisten Leute, für die meisten Frauen üblich aufzuhören. Und dann habe ich, dann war ich eben nur noch Hausfrau und Mutter.“

Diese tendenzielle Unterordnung ihrer Bedürfnisse unter die beruflichen Erfordernisse ihres Mannes finden mit seinem Vorruhestand ein natürliches Ende. Nicht zuletzt durch das Engagement im Bürgerpark findet Frauke Schmidt aber auch eine Möglichkeit, wieder eine selbstbestimmte Tätigkeit zu finden. Zwar vermittelt ihr Mann wie dargestellt ihr die Möglichkeit zum Engagement, mit der zunehmenden Anerkennung im Viertel und den regionalen Medien sowie ihrer eigenen Begeisterung ist es längst zu einer wesentlichen Quelle des Selbstbewusstseins geworden. Ihre Arbeit im Bürgerpark hat phasenweise bereits die zeitlichen Dimensionen einer Arbeitsstelle angenommen und Frauke Schmidt genießt offensichtlich die Rollenumkehr im Verhältnis zu ihrem Mann, die darin steckt:

„Mittlerweile ist es so, im Sommer, oder sag ich mal, Anfang des Frühjahrs gehe ich dann morgens aus dem Haus und sag – weil mein Mann gerne kocht – sag ich, wann soll ich denn wieder kommen? Um eins, halb eins? (lacht)“

e. Kommunikation mit Menschen

Frauke Schmidt erzählt mit großer Begeisterung von der Arbeit im Bürgerpark. Sie betont dabei besonders stark, dass sie mit dieser Arbeit nicht nur das Viertel an sich verschönern kann, sondern auch die konkrete Hilfe, die sie damit Menschen leisten kann und beschreibt diese als große Befriedigung. Gefragt nach ihrem schönsten Erlebnis im Rahmen des Engagements erzählt sie, wie sie einen Nadelbaum, der sowieso gefällt werden musste, noch einer Verwendung zuführen konnte:

„Und Herr Krasicki ist ja nun familiär also wirklich gebeutelt, seine Frau hat Depressionen und er ist arbeitslos und zwei kleine Kinder und so. Da ist das Geld ja auch nicht, da ist es ja sehr knapp. [...] Und da haben wir ihm den als Weihnachtsbaum geschenkt. Das fand ich eigentlich eine ganz schöne Sache, dass mal jemand davon profitiert hat, vom Bürgerpark.“

Neben solchen offensichtlich eher raren direkten materiellen Möglichkeiten, mit dem Bürgerpark zu helfen, hat Frauke Schmidt aber einen weiteren Weg gefunden, diese Arbeit als Unterstützung für Menschen zu nutzen. Dabei geht es vor allem um jene MitarbeiterInnen im Park, die durch die Caritas vermittelt Ein-Euro-Jobs ausüben oder Sozialstunden ableisten müssen. Hier überwindet Frauke Schmidt ihre Hemmungen in der sozialen Interaktion und versucht während der gemeinsamen Arbeit auch über Probleme in deren Leben zu sprechen und Ratschläge zu geben. Auch die Anerkennung, die sie diesen häufig schon vom Schicksal schwer gezeichneten Menschen entgegen bringt, hat in vielen Fällen offensichtlich eine enorm positive Wirkung:

„Bei mir war der ganz lieb und nett. Aber ich sehe auch zu, dass ich die Leute ähm sehr, denen sehr höflich begegne. Also ich befehle nicht mach mal das, mach mal das sondern, kannst du das bitte machen. Ich erkläre warum es so ist und so weiter und so fort ähm weil ich mir denke ich möchte auch nicht so behandelt werden. Und das ist für manche wahrscheinlich das erste mal, dass sie so behandelt werden, nech. Also dass sie so nett und höflich behandelt werden.“

In einer Passage des Interviews beschreibt sie ihr Engagement sogar selbstbewusst als eine besondere pädagogische Leistung. Sie stellt damit ihre gesteigerte Fähigkeit, mit Leuten umgehen zu können, unter Beweis. Gleich-

zeitig findet sie hier eine Bestätigung dafür, dass ihre Werte und Tugenden richtig angewandt auch bei sozialen Problemfällen helfen können.

„Was ich denen immer versucht habe eine Ausbildung ist das A und O. Wenn du keine Ausbildung hast und kommst und kommst irgendwo in einen Betrieb als Hilfsarbeiter, bist du der erste der raus fliegt, wenn da mal der der Betrieb mal nicht so gut läuft. Da werden die sich sofort von dir trennen. Du liegst sofort wieder auf der Straße. Das musst du, das ist ganz wichtig, du musst eine Ausbildung, das sage ich ja jedem der dahin kommt.“

Mit diesem Fokus auf die Menschen, mit denen Frauke Schmidt zusammenarbeitet, verleiht sie dem Engagement eine deutlich direktere Wirkungsmöglichkeit als die reine optische Aufwertung des Viertels. Wobei Frauke Schmidt selbst die Erfolgsquote ihrer Bemühungen gering einschätzt. Dennoch wäre ihr kaum möglich geworden in direkter Weise, etwa in Form von Schulungen oder einer Gruppenleitung, ähnlich auf Menschen mit Problemen zuzugehen, wie sie dies im Bürgerpark schafft, wo sie über die Arbeit im Park immer die Chance hat, erst die Menschen kennenzulernen, bevor sie die kommunikativen Leistungen erbringen muss, die für eine solche Form der Hilfeleistung notwendig sind und beweist dann aber, dass sie durchaus in der Lage ist, diese Herausforderungen souverän zu meistern.

7.4 FAZIT

Die Schmidts nutzen die Ressourcen, die ihnen als Mittelschichtsangehörige zur Verfügung stehen, zum Wohl des gesamten Viertels. Als VorruhestandlerInnen mit ausreichender finanzieller Ausstattung sind sie zuvorderst von den Zeit- und anderen Zwängen der Lohnarbeit befreit, was beiden das so aufwendige Engagement erlaubt. Entscheidender für ihr Engagement sind aber die vielfältigen Kompetenzen, die sie beide mitbringen. Als ehemaliger Berufsschullehrer und Elektrotechniker ist Herrmann Schmidt zu umfassender Verantwortungsübernahme und der Planung von einem ganzen Bereich des Viertel Lebens, dem Dartsport, in der Lage. Auch Frauke Schmidt nutzt die im eigenen Garten und bürgerlicher Vereinstätigkeit erworbenen gärtnerischen Fähigkeiten, um dem gesamten Viertel einen

schönen und erholsamen Ort der Begegnung zu geben. Bei Herrmann Schmidt speist sich der Wunsch nach einem solchen Ort aus seiner Dorf-utopie:

Herrmann Schmidt: „Ja wenn sie wenn sie normalerweise so in so städtische Siedlung hineingucken, wie es hier ist, da sind Mehrfamilienhäuser, am Rand vielleicht ein paar Einfamilienhäuser äh aber ansonsten ist da nichts, jeder ähm (1) wohnt in seiner Wohnung kommt nach Hause und es gibt keine keinerlei ähm Treffpunkt, es gibt auch nicht mehr wie früher Kneipe in diesen Neubausiedlungen, wo Leute vielleicht mal zusammenkommen und der Bürgerpark bietet tatsächlich die Möglichkeit, das Leute sich äh im Sommerhalbjahr besonders äh zusammensetzen können und äh ja sich außer Haus mal treffen. Da ist also ebend dieses Nachbarschaftszentrum, da kommen meistens so acht Leute zehn Leute manchmal sogar zwölf vierzehn Leute äh und und spielen dann zwei bis dreimal die Woche Dart“

Dabei stellen sie sich als Angehörige der Mittelschicht als GrenzgängerInnen dar. Das Viertel ist geprägt von einer Trennung in einen Bereich mit Mehrfamilienhäusern und dem sogenannten Speckgürtel, in dem Einfamilienhäuser stehen. Dass die Schmidts aus dem Speckgürtel mitten zwischen den Mehrfamilienhäusern einen solchen Ort der Begegnung schaffen, ist dabei eine Besonderheit:

Frauke Schmidt: „Wenn sie, das hier ist jetzt dieses Einfamilienhausgebiet und dann kommt der Dürrerring, wo die Schule dran ist und so. Das können sie sich im Grunde genommen als Grenzen denken. Was dahinter läuft interessiert hier keinen. Die haben auch keinen Kontakt zu denen. Es sei denn es ist wirklich ein Spätaussiedler der hier ein Haus gebaut hat und der hat noch Verwandte, Bekannte oder sowas in diesen Mehrfamilienhäusern. Ansonsten ist der Kontakt gleich null. Das interessiert hier niemand.“

Beide Schmidts beweisen die Fähigkeit, Schichtgrenzen zu überschreiten. Als ehemaliger Berufsschullehrer scheint Herrmann Schmidt keine Angst vor Kontakten mit Personen aus einem sogenannten „Problemviertel“ zu haben, selbst die häufig Angst auslösenden jungen migrantischen Männergruppen tauchen in seinen Erzählungen nicht als bedrohliche Komponente auf. Auch Frauke Schmidt spricht völlig ohne Angst davon, wie sie mit Menschen zusammenarbeitet, die etwa Sozialstunden ableisten müssen.

Stattdessen betonen beide an vielen Stellen, wie bereichernd die Kontakte zu den AussiedlerInnen im Viertel sind:

Herrmann Schmidt: „Und darüber habe ich zum Beispiel Leute kennengelernt, die dort in den Mehrfamilienhäusern wohnen. Ich kenne mehrere Spätaussiedler, also sowohl relativ viel Russlanddeutsche, hätte ich nie kennengelernt, sonst hätte ich also hier im eigenen Saft der Einfamilienhaus weiter gelebt also die (1) die Leute die hier wohnen sind teilweise ein bisschen anders gestrickt wie die in den Mehrfamilienhäusern wohnen und die jetzt auch zum Beispiel aus dem früheren Russland kommen, also dieser Kontakt zu diesen Spätaussiedlern, der ist der ist sehr interessant, also auch bereichernd.“

Wieder taucht hier die Kritik an den isoliert nebeneinander her lebenden Familien in der Neubausiedlung auf, eine Sichtweise, die weiter oben bereits beschrieben wurde. Anders als das Gros der restlichen bürgerlichen Familien sind die Schmidts aber bereit und offen, auch die Menschen mit Migrationshintergrund in den Mehrfamilienhäusern kennen zu lernen, sich mit ihnen auszutauschen und die eigenen Sichtweisen mit den neuen Eindrücken zu ergänzen. Frauke Schmidt kritisiert zudem die ablehnende Haltung, die sie bei einer Vielzahl von Menschen aus ihrer eigenen Schicht wahrzunehmen scheint:

Frauke Schmidt: „Hier heißt es immer nur, ja die kommen und die sind da und kosten Geld und was weiß ich noch alles aber was die für Schicksale hinter sich haben, also wenn ich mir so vorstelle ich gebe alles auf und gehe da in eine fremdes Land und kann die Sprache erst mal doch nicht so gut oder kaum, muss mich da zurecht beißen, das ist schon ganz schön hart. Und es schlägt dir dann auch noch solche Resentiments entgegen wie das hier ist. Das ist nicht einfach. Also insofern hat sich mein Horizont auch so ein bisschen geändert.“

Interessant ist an dieser Passage nicht zuletzt auch die selbstfestgestellte Entwicklung. Erst im Engagement entwickelt Frauke Schmidt diesen Blick, während sie vorher eher die nun abgelehnte Meinung geteilt hat. Herrmann Schmidt beruft sich wiederum auch auf seine pädagogische Ausbildung, wenn er die positiven Aspekte des Kontakts zu den AussiedlerInnen begründet. Die kulturellen Unterschiede werden der Sozialisation zugeschrieben und nicht als konstante nationale Eigenschaft verstanden.

Herrmann Schmidt: „Das sind Leute die haben eine ganz andere Sozialisation als die die hier als (3) Deutsche groß geworden sind die die ne andere äh äh finanzielle Ausstattung haben, die sich ein Häuschen gebaut haben [...]die sind ganz anders gestrickt äh und denken ganz anders als die da drüben. Die, die kommen äh (1) und das hat mich also auch ein bisschen bereichert und äh das ist ei- eine wichtige Sache, man lernt ganz andere Menschen kennen.“

Dass er weiterhin die Andersartigkeiten betont und somit letztlich eine Trennung in „wir“ und „die“ nicht völlig überwindet, schmälert dennoch nicht die generelle und in dieser Form eher seltene Offenheit, mit der er den neuen Bekanntschaften begegnet. So kommt es zwar nicht zu tiefen Freundschaften zwischen den Schmidts und den AussiedlerInnen, die sie dort kennenlernen, aber im besten Sinne nachbarschaftliche oder auch kollegiale Beziehungen zu den AnwohnerInnen und anderen MitarbeiterInnen des Bürgerparks. Die Schmidts übernehmen auch eine für das Stadtviertel insgesamt äußerst wichtige Rolle, bilden sie doch gemeinsam eine Art „Brückenkopf“, der die bürgerlichen, meist deutschen Familien in den Einfamilienhäusern mit den migrantischen Menschen in den Mehrfamilienhäusern verbindet und damit letztlich das heterogene Quartier näher zusammenwachsen lässt.

Gerade dass sie dies als Paar tun, hat dabei unschätzbare Vorteile. Die gemeinsame Arbeit an dem Garten bietet neben der grundsätzlichen geteilten Sozialisation zu Arbeit und Verantwortungsübernahme eine zusätzliche Motivation, dauerhaft und konstant dabei zu bleiben. Durch die Kommunikation über das Engagement entstehen gemeinsame Perspektiven für das Viertel und die weitere Arbeit im Bürgerpark. Dies kann dabei helfen, Durststrecken im Engagement zu überwinden und so Konstanz und Dauerhaftigkeit aufzubauen. Damit repräsentieren die Schmidts ein Beispiel für das Engagement durch eine natürliche Gruppe, in diesem Fall ein Ehepaar, die auch außerhalb des Engagements zusammen leben.

8. Ekatarina Busse – Von der Hilfsbedürftigen zur Helferin

Ekatarina Busse wurde uns bei unseren Recherchen im Stadtteil von Menschen unterschiedlichster Art als engagierte Person genannt. Dies ist kein Zufall. Frau Busse fällt durch ihr vielfältiges Engagement im Stadtteil auf. Angefangen hat sie zwar zunächst als bezahlte Kraft im örtlichen Begegnungszentrum des städtischen Nachbarschaftstreffs, jedoch ist sie auch nachdem sie eine neue Arbeitsstelle übernommen hat und nach dem Ende der Projekte, an denen sie mitarbeitete und die sie teilweise selber initiiert, weiterhin eine wichtige Ansprechpartnerin für sozial schwächere im Viertel. Auch wenn ihr Ausgangspunkt der erwähnte Nachbarschaftstreff ist, hat sich ihr Engagement ausgeweitet und findet jenseits dieses organisatorischen Rahmens statt. Sie übernimmt nicht nur formelle Aufgaben in Projekten, sondern fungiert auch auf informeller Ebene als Kontaktperson und Vertraute vieler ViertelbewohnerInnen.

Ein Schwerpunkt ihres Engagements ist die Arbeit mit Frauen. Gleich zwei Gruppen, die sie selber initiiert hat, richten sich speziell an Frauen. Hier übernimmt sie neben der Organisation von Treffen und Veranstaltungen auch eine beratende Funktion, wenn es zum Beispiel um Themen wie häusliche Probleme geht. Ein Projekt zur Steigerung der gegenseitigen, ehrenamtlichen Hilfe im Stadtviertel ausgehend von der Nachbarschaftshilfe hat sie als bezahlte Koordinatorin mit aufgebaut. Gleichzeitig hat Frau Busse neben der bezahlten Tätigkeit zusätzlich die Ausbildung von ehrenamtlichen Tagesmüttern zur Unterstützung von berufstätigen Alleinerziehenden auf ehrenamtlicher Basis übernommen.

8.1 KURZBIOGRAPHIE

1963 wird Ekatarina Busse in Russland geboren. Sie wächst auf dem Land auf und zieht im Alter von sieben Jahren mit ihrer Familie nach Usbekistan. Dort verbringt sie ihre Kindheit sowie einen Großteil ihres Erwachsenenlebens. Sie wächst mit zwei Schwestern und einem Bruder auf. Beide Elternteile sind berufstätig, sodass sie schon früh Verantwortung übernehmen muss und lernt, ein selbstständiges Leben zu führen.

Nach der Schule beginnt Ekatarina Busse eine Ausbildung zur Altenpflegerin. Mit Anfang 20, nach dem erfolgreichen Abschluss der Ausbildung heiratet Ekatarina Busse. Sie beginnt als Altenpflegerin zu arbeiten. Nach der Geburt ihrer drei Kinder entschließt sie sich dazu, ein Fernstudium der Erziehungswissenschaften aufzunehmen. Parallel zu diesem Studium, das sie erfolgreich abschließt, arbeitet sie an der Fachschule, an der sie ihre Ausbildung absolviert hat.

Nach dem Zusammenbruch der UdSSR entschließen sich Ekatarina Busse und ihr Mann zur Auswanderung und folgen den Eltern ihres Mannes nach Deutschland. Ihre Schwiegereltern wie auch ihr Mann gehören der Minderheit der Russlanddeutschen in Usbekistan an. Ihre Ankunft in Deutschland gestaltete sich dennoch zunächst schwierig. So durchläuft ihre Familie zunächst verschiedene Lager. Erst nach einem dreiviertel Jahr in Deutschland konnten sie zu ihren Schwiegereltern umziehen.

Mit der Ankunft in Deutschland fällt auch ihre Erkrankung an einem Gehirntumor zusammen. Aufgrund der mangelnden Sprachkenntnisse traute Frau Busse sich nicht zum Arzt zu gehen, was dazu führte, dass ihr Krankheitszustand lebensbedrohlich wird. Nach der Diagnose und einem langen Krankenhausaufenthalt folgt eine lange und anstrengende Reha-Zeit. Nach dieser Zeit beginnt sie erneut damit, Deutsch zu erlernen und absolvierte erneut eine Ausbildung zur Altenpflegerin, da ihre Ausbildung aus Usbekistan in Deutschland nicht anerkannt wird. Im Zuge der Ausbildung absolvierte sie ein Praktikum im Nachbarschaftstreff. Durch das Praktikum gelang es ihr, viele Kontakte zu knüpfen. Das Praktikum ist der Ausgangspunkt für ihr ehrenamtliches Engagement in Deutschland. Nach Beendigung des Praktikums findet sie eine Stelle in einem Hospiz. Dieser Arbeit geht sie allerdings nur ein Jahr nach, weil sie sich psychisch der Aufgabe nicht gewachsen sieht. Danach arbeitete sie als Koordinatorin des bereits erwähnten Projekts zur Förderung des nachbarschaftlichen Engage-

ments. Nach Auslaufen dieses Projektes ist sie zunächst eine Zeit lang arbeitslos, übernimmt dann aber ab 2010 eine Stelle als Aushilfskraft in einem Altersheim. Für dieses Altersheim ist sie bis heute als ständig erreichbare Vertretungskraft tätig.

8.2 MOTIVLAGEN UND HINTERGRÜNDE IHRES ENGAGEMENTS

In dem Fall von Ekatarina Busse stellt das Engagement ein Mittel zur persönlichen Problembearbeitung dar. Ihre Motive für das Engagement entspringen letztendlich aus zwei Umständen, die ihr Leben nachhaltig beeinflussen. Zum einen ist es das Ankommen in Deutschland. An dieser, für ihre Biographie zentralen Episode arbeitet sie sich bis heute ab. Zum anderen ist ihr Engagement charakterisiert durch den Versuch, die durch ihre schwere Erkrankung in Gefahr gebrachte Selbstbestimmung zu erhalten. Im Verlaufe der Analyse des Interviews wurde deutlich, dass sich alle nachfolgenden Motive letztendlich immer wieder auf diese zwei Faktoren zurückbeziehen oder aus ihnen hervorgehen.

a. Migration und Engagement bei Ekatarina Busse

Ein wiederkehrendes Motiv in Frau Busses Interview ist die Erzählung ihrer Integration in Deutschland. Dabei ist es ihr wichtig, diese als eine Erfolgsgeschichte zu präsentieren. So merkt sie gleich zu Beginn ihrer Erzählung an, dass sie und ihre Familie nun schon in der dritten Generation in Deutschland seien. Außerdem beschreibt sie, dass sie den Kontakt nach Usbekistan mehr oder weniger verloren hat. Dies wertet sie als Anzeichen dafür, dass sie in Deutschland angekommen ist und sich ihr altes Leben, respektive das Leben ihrer Eltern, mit ihrem heutigen Leben in Deutschland nicht mehr vereinbaren lässt.

„Aber also meine Eltern waren streng dagegen. Die wollten nicht dass ich nach Deutschland und mein Vater sagte, wenn du dahin fährst mit ganze Familie dann sind wir dich verloren. Und das ist auch so geschehen. Das ist Tatsache ist- okay diese Telefonate, Briefwechsel und jetzt skypen, ja aber diese 19 Jahre Abstand oder diese Lücke ist so groß geworden und manchmal denke ich so, was erzähle ich wenn

wir skypen, ja mhm mir geht es gut. Ganz allgemeine Phrase und wie gut oder mhm mittelmäßig, wie mittelmäßig. Ja das zum Beispiel alles erklärende muss du so richtig präzise erklären und manche die verstehen das auch nicht, weil das ist ein ganz anderes Land, ganz andere Mentalität.“

Es scheint so als wollte sie mit der Geschichte über ihre Eltern verdeutlichen, dass sie das Leben in Deutschland und damit einhergehend eine veränderte Denk- und Sichtweise vollkommen angenommen hat. Durch das ganze Interview hinweg präsentiert sie sich als eine Migrantin, die sich im Unterschied zu vielen anderen MigrantInnen nicht den Vorwurf gefallen lassen muss, sie habe sich in einer Parallelgesellschaft eingerichtet. Ihre Selbstdarstellung im Interview hat häufig zum Ziel, den potentiellen Vorwurf der nicht ausreichenden Anpassung zu entkräften. Die Betonung der erfolgreichen Integration und vor allem ihres Integrationswillens spielt folglich eine zentrale Rolle in ihrer gesamten Erzählung.

„Ich wusste dass auf mich das zukommt als wir nach Deutschland gekommen sind ja. Aber unsere Bereitschaft war sehr gut. Wir wussten, dass wir Sprache lernen sollen und die Kinder so auch zur Schule gehen. Und wir haben das bewusst uns entschieden nach Deutschland zu gehen ja.“

Die ihrer Aussage nach bewusste Entscheidung für die Auswanderung nach Deutschland hat sie als Startpunkt der Erzählung ihrer Lebensgeschichte gewählt. Dies ist sicherlich ein interessanter Aspekt angesichts dessen, dass sie die Erzählung ihrer Lebensgeschichte nicht mit ihrer Kindheit in Usbekistan beginnt. Aus dieser Erzählweise lässt sich abermals der hohe Stellenwert, den die Entscheidung nach Deutschland zu gehen hatte, herauslesen. Vor allem wenn man bedenkt, dass sie vor den Interviewern, beides Deutsche, betont, wie sehr sie sich darüber bewusst war, was diese Entscheidung für Konsequenzen mit sich bringen würde und wie bereit sie war, alles zu tun, um den hier vorherrschenden Anforderungen gerecht zu werden. Dieses permanente Beharren darauf, sich integrationswillig verhalten zu haben, lässt vermuten, wie sehr ihr bewusst ist, welche Erwartungen an MigrantInnen von der deutschen Mehrheitsgesellschaft herangetragen werden. Es zeigt aber auch noch einmal, wie sehr sie sich von denjenigen, die als integrationsunwillig verstanden werden könnten, abgrenzen möchte.

Anarbeiten gegen das Negativbeispiel der meckernden Russin

Die Abgrenzung von diesen „anderen“ ist in der Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Integration von immenser Bedeutung. In ihrer gesamten Erzählung grenzt sie sich von diesen Negativbeispielen ab und definiert dabei ihren Status als erfolgreiche Migrantin. Stellvertretend für die Gesamtheit der „integrationsunwilligen“ MigrantInnen und insbesondere für die „meckernden Russinnen“ steht in Ekatarina Busses Erzählung ihre Tante, die ebenfalls, fast zeitgleich mit Ekatarina Busse, nach Deutschland migriert ist. Ihre Tante verkörpert all das, was sie ablehnt und was ihrer Meinung nach Grund für das Negativimage der hier ankommenden MigrantInnen ist. Die positiven Attribute, die sich in ihrer Selbstzuschreibung darstellen, verkehren sich in der Person ihrer Tante ins Gegenteil. Frau Busse beschreibt sich selber als fleißig und lernbereit, mit dem Wissen darum, was es bedarf in einem neuen Land Fuß zu fassen. Bedeutend hierfür ist sicherlich auch, dass ihr diese Bereitschaft auch von Außenstehenden zugeschrieben wird, vor allem von Außenstehenden, denen auch eine gewisse Repräsentativität und Autorität zugeschrieben werden kann. Dies lässt sich anhand des Zitats über ihren Sprachlehrer verdeutlichen.

„Als wir halbes Jahr Sprachkurs gemacht haben, ja, mein Mann sofort hat Umschulung angefangen. Und ich hab natürlich so mehrere gute das gleiche Wiederholung für Sprachkurs [...] Und solche, Tante hat sich immer so sich angegeben, weil die haben immer sozusagen bei Onkel das immer alles abgeschrieben. Und ich konnte bei meinem Mann nicht abschreiben, weil ich hab das nicht gesehen, weil ich hab das doppelt alles gesehen [...] Und nach halbes Jahr Sprachlehrer hat gesehen, dass mit mir was los und das, aber hat gesehen, dass ich möchte und hat mich gefragt, Frau Busse, wollen sie noch mal Sprachkurs wiederholen? [...] Also, ich sagte, ja gerne, natürlich, aber=aber Arbeitsamt hier auch nicht finanzieren, ja. Und sagte, ich frage nicht, ich regele das, ja. Und ich kann=ich kann, aber wenn sie das sagen, auch richtig jeden Tag besuchen. Dann hab ich angefangen, [...] Aber ich habe gemerkt, dass ich so, nicht richtig gehe, nicht richtig sehe, aber ich wusste nicht, was mit mir los. Deswegen hab ich die Tante gefragt. Komm, mach mit. Komm, wir wiederholen Sprachkurs zusammen. Ach, der hat dir das, will ich nicht und so weiter und so fort.“

Anhand dieses Zitates wird auch ihre Leistungsbereitschaft deutlich. Trotz ihrer körperlichen Einschränkung durch die Krankheit, von der sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts weiß, die aber unter anderem ihre Sehkraft einschränkt, möchte sie nichtsdestotrotz Deutsch lernen. Ekatarina Busse betont mehrfach, wie wichtig ihr Kommunikation im allgemeinen ist und welch eine wichtige Rolle Sprache für das Ankommen in Deutschland gespielt hat. Dass ihre Tante so faul ist und lieber abschreibt, als die Sprache wirklich zu lernen, sich so in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Mann begibt, stößt bei ihr auf Unverständnis. Generell kann sie es nicht nachvollziehen, wie man sich lieber auf andere als auf seine eigenen Fähigkeiten verlassen kann. Deutlich wird dies in dem folgenden Zitat über ihre Tante, die zeitweise in Büro ihres Mannes beschäftigt war.

„Die konnte auch, der Chef von ihrem Mann konnte sie nicht lange halten, weil die ohne ihn konnte sie im Büro nichts machen, keine für sie übersetzt, keine ihr was sagt was sie machen sollte, und wenn er zum Beispiel er ist irgendwo weg, ist sie im Büro, da macht sie gar nicht.“

Anhand des Stellenwertes, den ihre Integrationsgeschichte in ihrer eigenen Erzählung einnimmt, lässt sich auch ein Schlüsselmotiv ihres Engagements nachzeichnen. Durch die Hilfe, die sie anderen Menschen zukommen lässt, kann sie ihre eigene Integration unter Beweis stellen. Aus ihrer Sicht scheint es sich so darzustellen, als würde ihre Art des Engagements gerade erst durch den Grad an Integration, den sie vorweist, möglich. Ihre Arbeit beruht teilweise auch darauf, mit staatlichen Behörden in Kontakt zu kommen. Zu dieser Art von Vernetzung wäre sie nicht fähig, wenn sie nicht über die nötigen Sprachkenntnisse verfügen würde, Sprachkenntnisse, die im Allgemeinen als eine Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Integration angesehen werden. Gleichzeitig kann sie in der Zusammenarbeit mit den Behörden der Mehrheitsgesellschaft zeigen, dass sie sich angepasst hat. Dies wird ihr durch die Zusammenarbeit mit Organen des deutschen Staates quasi attestiert. Ihrem Verständnis nach ist auch der Rest der Gesellschaft durch diesen Beleg ihrer Integration dazu gezwungen, sie als Mitglied der Gesellschaft anzuerkennen.

Ihre Bereitschaft, sich in die Gesellschaft einzugliedern, kann man in Bezug auf ihr Engagement als durchaus positiv verstehen, da es als Antriebskraft fungiert. Jedoch darf man bei dieser Lesart nicht die negativen

Folgen für sie als Person außer Acht lassen. Anhand von Frau Busse wird deutlich, welchem Druck MigrantInnen in Deutschland ausgesetzt sind. Auch wenn sie sich zweifellos schon vor ihrer Ausreise als leistungsbereite Person verstanden wissen will, wird doch deutlich, wie sehr der Integrationsdruck sich hier zu einer psychischen Belastung entwickelt. Nicht mal in der Hochphase ihrer Krankheit und während der anschließenden Regenerationsphase ließ er ihr Raum dazu, sich nur auf sich zu konzentrieren und sich von den Ansprüchen, die von außen an sie herangetragen wurden, freizumachen. Das Engagement ist zwar auf der einen Seite Ergebnis und positiver Ausdruck des Anpassungsdrucks. Es dient aber auch dazu, wie weiter unten gezeigt werden wird, diesem ständigen Anpassungsdruck zu entkommen.

Der Wunsch nach Anerkennung

In Usbekistan konnte Ekatarina Busse ihre Anerkennung aus ihrer besonderen Leistungsbereitschaft als erwerbstätige Mutter ziehen. Aus Unzufriedenheit mit ihrer damaligen Arbeitssituation hatte sie sich entschlossen, ein Studium zu beginnen. Daneben war sie für drei Kleinkinder zuständig und arbeitete außerdem zur Sicherung ihres Lebensunterhalts noch in an einer Fachschule als Lehrerin. Das Meistern dieser Situation steigerte nicht nur ihr Selbstbewusstsein, sondern brachte ihr auch die Anerkennung ihres Umfelds ein.

Nach ihrer Ankunft in Deutschland veränderte sich ihre Situation grundlegend. Die vormaligen Quellen, aus denen sich ihr Ansehen innerhalb der Gesellschaft speiste, waren schlagartig nicht mehr vorhanden. Vielmehr musste sie stattdessen auf gesellschaftliche Vorbehalte und Vorurteile reagieren. Ihr Ankommen wurde durch die Aufenthalte in Auffangslagern erschwert. Gleichzeitig kamen Probleme bei dem Sprachlernprozess dazu und durch die schwere Krankheit wurde diese schwierige Lage noch weiter verschlimmert. Ihre Situation veränderte sich jedoch auch nach dem Überwinden dieser Widerstände nicht sofort zum Besseren. Ganz im Gegenteil, sie musste, auch nachdem sie die zahlreichen Hürden gemeistert hatte und dazu in der Lage war, Deutsch zu lernen, die Nichtanerkennung ihrer Ausbildung und ihres Hochschulabschlusses hinnehmen. Dies bedeutete für sie einen abermaligen Neuanfang. Überraschenderweise beschwert sich Frau Busse darüber nie, ganz im Gegenteil zeigt sie eher noch Verständnis für diese Vorgehensweise.

„Also von- bin ich aus Usbekistan gekommen. Und ich habe mein Diplom- Diplome mitgebracht, ein Diplom als Altenpflegerin, ich habe da gelernt in Fachschule gelernt. Und habe ich auch danach studiert, Erziehungswissenschaften und mhm ich habe die hier anerkannt- anerkennen lassen, leider wurden die nicht anerkannt. Aber das ist auch richtig, erstmal das ist ganz andere System und das ist auch ohne Sprache kann man gar nichts arbeiten ja und deswegen ich war nicht so beleidigt.“

Allerdings wird anhand der Häufigkeit, mit der sie die Nichtanerkennung ihrer beruflichen Qualifikation erwähnt, deutlich, wie sehr ihr dies doch zu schaffen gemacht haben muss. Frau Busse scheint in der Ambivalenz über den Frust der nicht anerkannten Leistung und ihrer Selbstzuschreibung als vorbildliche Migrantin, die sich nicht beklagen möchte, gefangen zu sein.

Anerkennung erfährt jemand in unserer Gesellschaft unter anderem durch das Nachgehen einer Lohnarbeit. Eine Person wird meist also erst mit dem Eintritt in den Arbeitsmarkt als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft akzeptiert. Diese Erfahrung hat Frau Busse ebenfalls gemacht. Zumal sich bei ihr das Verlangen nach einer Arbeitsstelle noch dadurch verstärkt hat, dass sie immer Arbeit hatte und daran gewöhnt war, hierüber Anerkennung zu erfahren. Zusätzlich hat sie schon früh erfahren, dass ihr etwas Extra-Engagement einen Vorteil gegenüber anderen verschafft. In Usbekistan hat sie, während sie an einer Fachschule unterrichtete, die Verantwortung für die Instandhaltung des repräsentativen Foyers gehabt. Dies mag sich im ersten Moment nicht nach etwas anhören, was Erwähnung verdient. Wenn man jedoch ihrer Darstellung und Wertung der damaligen Situation folgt, wird deutlich, wie wichtig dieses Extra-Engagement für sie als Person war. Dies lässt sich daran rekonstruieren, wie sie über den Sachverhalt spricht und erzählt, dass sie wegen der Tätigkeit auch in Zeitungen lobend erwähnt wurde.

„Das ist auch, muss man, da is große Herausforderung ja und aber das hat mir auch so viel Spaß gemacht und auch Erfahrung. Ich wurde auch anerkannt und auch immer wurde Lob ausgesprochen u- und so weiter. Ich wurde auch mehrmals ausgezeichnet in Zeitung auch über mich berichtet.“

Aus der übernommenen Verantwortung ergaben sich an ihrem Arbeitsplatz weitere Vorteile. Dies bestärkt die Annahme, dass sie früh einen Zusammenhang zwischen Engagement und eigenem Nutzen kennen lernte und

auch heute noch Engagement mit eigenen Vorteilen und einem erhöhten Ansehen verbindet.

So war es ihr durch die Arbeit im Nachbarschaftstreff schließlich auch möglich, weitere Kontakte zu knüpfen und sich eine gewisse Reputation als engagierte, fleißige und zuverlässige Person aufzubauen. Schließlich erlangte sie hierüber auch die Arbeitsstelle als Aushilfskraft im Altersheim. Über diese Arbeit erlangt sie wiederum selber Anerkennung und grenzt sich von den anderen ungelernten Aushilfskräften ab.

„Ich hab Ausbildung, die Einzige die Mitarbeiterin, die mit Ausbildung gemacht habe und auch Erfahrungen. Das darf man auch nicht da aus der Sicht nehmen, ja. [...] Für mich das ist sehr gut Beschäftigung, was mir Freude macht und ich werde-, ich bin da anerkannt und akzeptiert und auch, es wird das auch zum Beispiel nicht ausgebildet da, sondern eingeschätzt auch, das tut auch sehr gut, anerkannt zu werden, eingeschätzt. [...] zum Beispiel diese nicht einfach Pflege, sondern gezielte Pflege auch von ausgebildete Kraft. [...] Und ich sagte, diese Aufgabe, dass zum Beispiel, okay Nicht-Ausgebildete, kann man auch machen, den hobbymäßige das ja, aber trotzdem.“

In diesem Zitat hebt sie die Anerkennung durch ihre Arbeitsstelle hervor. Dies tut sie auch indem sie betont, inwiefern sie besser qualifiziert ist als andere. Sie grenzt sich also wieder nach dem schon bekannten Muster von „den anderen“ ab. Zwar verrichten diese die gleiche Arbeit wie sie, gehen dieser allerdings nur „hobymäßig“ nach und vollbringen folgerichtig nicht die qualitativ gleichwertige Arbeit. Die Abgrenzung an dieser Stelle ist für sie sehr wichtig und lässt sich sicherlich aus der Erfahrung der Ablehnung ihrer Person bei früheren Bewerbungen und generell aus den negativen Erfahrungen in Deutschland ableiten. Gleichzeitig steht die Abgrenzung stellvertretend als Beweis dafür, welchen Stellenwert die Anerkennung durch die Arbeit für sie hat.

b. Krankheit und Engagement

Bei Ekatarina Busse wurde kurz nach ihrer Einwanderung ein Gehirntumor festgestellt. Äußere Umstände sowie Probleme im familiären Umkreis führten dazu, dass die Krankheit schon sehr weit fortgeschritten war, als sie diagnostiziert wurde. Auf einen langen Krankenhausaufenthalt, den sie in

vollkommener Lähmung verbrachte, folgte eine Operation und eine intensive Reha- Zeit, in der sie die grundlegendsten Dinge von neu auf lernen musste.

Wenn sie von dieser Zeit erzählt, malt sie das Bild einer Frau, die es gewohnt war, als stark wahrgenommen zu werden und die nun angesichts einer Krankheit machtlos ist.

„Schwer krank im Krankenhaus, alleine. Oh, ich dachte-, ich glaube, ich habe keine Kraft gehabt zu weinen. [...] Und die haben so viele Untersuchungen gemacht. Und=und dann die Ärzte haben gesagt, eigentlich sie hat wenig Chancen, wir finden nichts, ja, wir finden nichts.“

Die Macht darüber, wie es mit ihr weiter gehen wird, musste sie vollkommen abgeben. Zudem schleicht sich ein Gefühl von großer Einsamkeit ein. Umso höher ist das „Besiegen“ der Krankheit einzuschätzen. Mit der Diagnose und der darauffolgenden Reha hat sie die Möglichkeit, sich wieder ins Leben zurückzuarbeiten. Die Reha verlangte einen enormen Kraftaufwand von ihr, nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Kurz nachdem sie von der Reha nach Hause kam, begann sie mit einem erneuten Deutschkurs und fing eine Ausbildung zur Erzieherin an, damit sie in Deutschland arbeiten kann.

Die Bekämpfung ihrer Krankheit ist für sie eine große Selbstwirksamkeitserfahrung gewesen, die sich in ihrem späteren Engagement ausdrückt und nachvollziehen lässt. Ekatarina Busse wandelt die Krankheit in eine Erfahrung um, aus der sie Stärke und Antrieb für ihr Handeln ziehen kann. Die Bewältigung einer lebensgefährlichen Situation führt bei ihr dazu, dass sie die Probleme, die in der Folgezeit in ihrem Leben auftauchen, relativieren und so schließlich leichter bewältigen kann. Dies wird auch anhand des folgenden Zitates deutlich, in dem sie über die Schwierigkeiten mit anderen Auszubildenden redet, die sie ihrer Erzählung zufolge nicht akzeptiert haben.

„Das war Problem auch erste Jahr, aber ich sagte und die wollten wahrscheinlich mich auch, [...] wegekeln, ja, ich dachte, nee gibt es nicht, ich hab mehr erlebt, also wenn ich schon Krankenhaus überlebt, ihr kleinen Zicken kriegt mich nicht hin.“

Auch kann sie anderen Menschen aufgrund der Erfahrung mit ihrer Krankheit helfend zur Seite stehen. Ein Antrieb ist dabei sicherlich zu garantieren, dass diese Menschen nicht wie sie ohne Unterstützung dastehen bzw. durch zu spät kommende Hilfe dem Problem nicht mehr Einhalt gebieten können. Sie fungiert für diese Menschen als die Ansprechpartnerin, die sie selbst gerne gehabt hätte, aber nie hatte.

„Und ich-, diesen Frauen hab ich geholfen, weil ich hab auch in gleiche Situation gewesen wie die. Ok, ich meine keine Frauenhaus, sondern diese Situation zum Beispiel mit Krankheit, ja. Und einige, die sind geschieden wegen Krankheit oder andere Gründe und so weiter. Deswegen mach ich das. Ich wünschte mir natürlich damals auch jemanden zu haben, der so, auch so mich begleitet, ja. Das war auch leider keine, musste ich selber das auch machen. Aber dadurch bin ich stärker geworden und ich bin stark auch die andere.“

Aus dem folgenden Zitat lässt sich auf eine weitere Facette ihres Engagements schließen.

„Schwiegervater sagt auch die Falsche zum Arzt begleitet, die falsche Schwägerin zu Arzt begleitet, weil ich hab die Schwägerin, äh Schwiegermutter nie gefragt, weil sie selber krank war, und auf ihren Kalender war auch Termine von Schwägerin auch, Augenarzt, Frauenarzt. War keine Lücke für mich, [...] und äh der Schwiegervater danach hat gesagt, da haben wir falsche Schwiegertochter zum Arzt begleitet, ja. Bei ihr wurde nichts gefunden und bei mir war zu spät was, ja.“

Ekatarina Busse schildert hier, dass ihre Schwägerin mit ihrem Anspruch auf die Schwiegereltern ein Hinderungsgrund für den Gang zum Arzt gewesen sei. Sie hat sich selber und ihre Bedürfnisse häufig zurückgenommen, was sich anhand ihrer Krankheitsgeschichte als Extrembeispiel exemplarisch darstellen lässt. Sie weiß also aus eigener Erfahrung, dass nicht immer diejenigen Hilfe brauchen, die am lautesten schreien. Diese Erkenntnis hilft ihr dabei, auch auf diejenigen zuzugehen, die sich selber und ihre Probleme nicht so in den Vordergrund stellen und ihnen eine Stütze zu sein.

Für Ekatarina Busse selbst steht die Arbeit mit Menschen sinnbildlich für Lebendigkeit und unter anderem deswegen engagiert sie sich. Durch das Engagement kann sie sich und anderen beweisen, dass die Krankheit ihr

Leben nicht dominiert. Das Engagement bietet die Chance, ihre Krankheit in den Hintergrund rücken zu lassen. Sie lässt die Krankheit nicht ihren Alltag bestimmen, sondern sorgt dafür, dass diese eine Nebenrolle erhält. Auch das argumentiert sie anhand ihres Negativvorbildes, ihrer Tante, die, obwohl sie selber „nur“ an einer psychischen Krankheit leidet, nicht rausgeht. Dies kann Ekatarina zu Folge nur dazu führen, dass sich ihr Befinden verschlechtert.

„Aber ich sagte Ergebnis ist, ich möchte mich nicht angeben, meine Tante, die der die das nicht wiederholen wollte [gemeint ist hier der Deutschkurs] sie sitzt zuhause, sie ist tödlich krank, sie ist psychisch krank, also beschäftigt sich nur mit eigenen Krankheiten von Kopf bis Fuß, heute das und morgen jenes.“

Schließlich wird sie durch die Bereitstellung von Hilfe für andere von der Hilfsbedürftigen zur Helfenden. Das Engagement ist für sie damit auch ein Ausweg aus der Isolation, die ihre Krankheit vorher bedeutete.

„Und ich sagte, das ist auch Ergebnis wenn einfach nur mit sich selber beschäftigen und nur auf sich selber konzentrieren, und zuhause sitzen dann erreicht man gar nichts. Also nur mit in Gesellschaft kann man nur was erreichen.“

Die Einsamkeit, die sie während des Krankenhausaufenthaltes erfuhr, schwindet dadurch. Die negativen Gefühle, die sie mit dieser Zeit verbindet, werden durch die Gesellschaft von anderen aufgehoben. Sie erfährt darüber Unterstützung und Anerkennung, Dinge, die ihr während der schweren Krankheitsphase verwehrt geblieben sind.

c. Engagement als Entlastung und Stärkung des Selbstbewusstseins

An das Motiv des Fernhaltens der Krankheit schließt sich auch das nächste Motiv an. Wie dargestellt, ist ein Engagementanreiz von Frau Busse, der Vereinsamung entgegenzuwirken. Sie zieht Stärke aus dem Zusammenhalt. Ein Zusammenhalt, der sich bei ihr aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ergibt. Diese Gruppe setzt sich aus Frauen zusammen, die wie sie einen Migrationshintergrund haben.

Einstieg in das Engagement als Teilnehmerin

Wie eingangs erwähnt, wurde Ekatarina Busses Engagement durch ihre bezahlte Tätigkeit im Nachbarschaftstreff angestoßen. Bevor sie selber jedoch anfangen zu arbeiten, wurde sie im Rahmen ihres Praktikums Mitglied einer Frauengruppe im Nachbarschaftstreff. Sie beschreibt diese Gruppenerfahrung als etwas durchweg Positives. Sie schätzt nicht nur die Heterogenität der Gruppe, sondern auch das Vorhandensein von Regeln, die mit einer gewissen Strenge der Gruppenleiterin durchgesetzt werden. Die Gruppenleiterin, die ebenfalls Migrantin ist und in ihrem Heimatland Lehrerin war, beeindruckt sie zutiefst und inspiriert sie zu einem eigenen Engagement. Dies geschieht auch aus dem Grund, dass die Leiterin wieder jemand ist, der ihr Potential erkennt und sie unterstützt.

„Ich hab erste mal in meinem Leben keine Hemmungen gehabt hier den Mund aufzumachen, mit dieser Frauengruppe, und mit Frau Boot, die Gruppenleiterin, die streng war, die war so lieb zu mir, okay, meine Vorgeschichte wussten nicht alle aber sie wusste, sie hat mir so richtig Rückendeckung gegeben immer, ja, immer wenn was falsch, ich hab drum gebeten, sagte, korrigieren sie mich, okay, wenn zum Beispiel jeder der die das korrigieren, das ist zu viel Zeit, aber was sie mir gesagt hat wurde schon so richtig gespeichert ja, und da schon ein bisschen eingeordnet in verschiedene Schubladen gelegt (lacht).“

Die angesprochene Gruppendynamik hat für sie ganz besondere Anreize. Die Heterogenität der Gruppe ermöglicht ihr eine schnelle Eingliederung. In dieser Gruppe fällt sie nicht mehr als die Migrantin mit Sprachproblemen auf, sondern sie ist eine von vielen und damit läuft sie dort keine Gefahr, negativen Diskriminierungserfahrungen und Anfeindungen ausgesetzt zu sein. Generell fällt der Integrationsdruck von ihr ab. Wie vorhin festgestellt, stellt das ständige Sich-beweisen-müssen aufgrund dieses Drucks auf vielen Ebenen einen besonderen Stressfaktor für sie dar. Seit ihrer Ankunft in Deutschland war sie es gewohnt, sich profilieren zu müssen und das mehr als andere, weil sie das Gefühl hatte, einer ständigen Bewertung ausgesetzt zu sein. Gleichzeitig blieben ihr viele Möglichkeiten, sich unter Beweis zu stellen und Anerkennung zu erwerben, wie dem Nachgehen einer Arbeit oder dem Erlernen der Sprache, verwehrt. Hierdurch wurde das Ankommen zusätzlich erschwert und gleichzeitig der Druck zusätzlich erhöht. Durch diesen Druck, sich integrieren zu müssen, entstand auch ein

Großteil der Konkurrenzsituationen, die sie im Laufe des Interviews schilderte. Stets will sie besser sein als andere, um ihre Leistungsbereitschaft unter Beweis zu stellen. In vielen Situationen fühlt sich Ekatarina Busse herausgefordert besser zu sein, als andere, um dem Vorwurf der Faulheit zu entgehen. Ganz besonders deutlich wird dies anhand der Erzählungen über ihre Ausbildung in Deutschland, wo sie Anfeindungen der anderen Auszubildenden ausgesetzt war und immer dem Gefühl erlag, zeigen zu müssen, dass ihre Leistungen im Vergleich zu denen der anderen doch besser waren.

„Also und dann in der Klasse auch da waren Probleme auch, also ich konnte mich auch, also ich konnte auch ein paar Wörter sagen, ich musste auch manchmal so mündlich mich melden, aber ich hab so gesehen gegenüber die Mädels solche Gesichter gezogen und ich hab auch so ein bisschen Hemmungen gehabt Mund aufzumachen und falsch zu sprechen ja. Und die natürlich die jüngere Generation sie haben kein Verständnis für mich, und ich wollte keinem sagen dass ich krank bin, trotzdem versuche was zu machen, ja, und die waren so ein bisschen, so mit Vorurteilen so richtig, ähm, gestoppt ja, wir Russen nehmen so viel Platz und das und jenes [...] ich sage wenn ihr soviel könnt wie ich, dann kann ich auch zurückgehen, aber bis jetzt habt ihr noch nicht bewiesen dass ihr mehr könnt. Also wenn bei dir Deutsch drei ist, und bei mir Deutsch drei ist, dann musst du dich schämen. Ich freu mich, das ist für mich, in meinem Zeugnis ist als befriedigend, ist für mich größter Erfolg, für dich ist beschämend, du bist hier geboren, du bist einfach Faulpelz, ja.“

Die Belastungen, die aus solchen Situationen heraus entstanden, werden hier klar und verdeutlichen, inwiefern die andere Gruppenkonstellation im Nachbarschaftstreff, die frei von Konkurrenz war, so bedeutsam gewesen ist. Diese Gruppen fungieren auf einer Ebene als Selbsthilfegruppen. Die Unterstützung, die die Menschen dort gegenseitig erfahren, war für Frau Busse ein wichtiger Anreiz, in diesen Strukturen aktiv zu bleiben und schließlich vom Mitglied einer solchen Gruppe zur Organisatorin aufzusteigen. Gleichzeitig lernt sie in dieser Konstellation auch, dass sie mehr kann und mehr will. Die Erfahrungen innerhalb des Praktikums und der Gruppendynamik markieren den Beginn ihres Engagements in Deutschland. Die Teilnahme an der Frauengruppe war für sie ein Schlüsselerlebnis und eine zentrale Wegmarke auf dem Weg in das eigene Engagement.

Rolle der Förderinnen

Eine wichtige Rolle spielen in ihrem Leben die Personen, die als Förderinnen auftreten. Auf diese Menschen ist sie in ihrem Engagement bis zu einem gewissen Grad angewiesen. Schon in Usbekistan finden sich Personen, die diese Funktion innehaben, wie zum Beispiel der Leiter der Fachschule. Diese Rolle übernehmen in Deutschland unter anderem ihr Sprachlehrer und schließlich die Leiterin des Nachbarschaftstreffs. Sie vermittelt den Zugang zu dem Praktikum und beginnt, Frau Busse unter Berücksichtigung ihrer Geschichte zu fördern. Ausgehend von dieser Förderung bot sich ihr schließlich die Möglichkeit, sich selber stärker zu engagieren und auch eigenverantwortlich etwas auf die Beine zu stellen. Personen, die in Frau Busses Leben die Rolle der Förderinnen einnehmen, sind interessanterweise vorwiegend Lehrer oder Lehrerinnen. Als Förderinnen nimmt sie diejenigen Personen an, die um ihren Gesundheitszustand wissen und darauf eingehen. Es sind also stets Leute, die ihre eingeschränkte Leistungsfähigkeit anerkennen, bei denen sie von einem Leistungsdruck befreit ist und denen gegenüber sie nicht ihre Stärke unter Beweis stellen muss.

Was für einen Stellenwert diese UnterstützerInnen in ihrem Leben einnehmen, wird anhand des folgenden Zitates, in dem sie von der Mitarbeiterin aus dem Nachbarschaftstreff spricht, deutlich.

„Und das zum Beispiel und Praktikum, durch meine Praktikum als ich Praktikumsplatz gesucht hab, das muss auch Altersheim war einfacher aber diese andere soziale Einrichtungen ja, wo ich die gefragt habe, mein Mund aufgemacht, mit Akzent sprechen, entweder brauchen sie nicht oder sie haben schon, ja da hab ich nicht gefunden, war kurzfristig, musste schon Praktikum anfangen, ich hab noch kein Praktikumsplatz, okay, im Notfall kann auch Berufsschule ein Praktikum suchen, aber das wird irgendwo weit, da musst du fahren ja, ich hab noch keinen Führerschein, und mit dem Bus fahren ich bin auch nicht, ich weiß nicht wie und so weiter und da bin ich auf Frau Sand gestoßen. Das war die letzte Rettung für mich und sie sagte, oh sie kennt und sie kannte schon meine Schwiegermutter, und sie kannte schon diese Geschichte mit mir auch, und sie sagte, ja natürlich sie kann kommen. [...] hab ich angefangen hier so ein bisschen ehrenamtlich hier zu arbeiten, ja, und Frau Sand hat mich, sagte, bist du im Spielkreis vielleicht bilden, und so weiter und so fort, von kleinen Schritten zu großen Schritten bin ich auch so gekommen, ja und durch verschiedene unterschiedliche Aufgaben, auch auf diese, Aufgabe Integrati-

onsarbeit sind wir gestoßen, zusammen Projekte durchgeführt, und oder erstmal Konzepte geschrieben, und Ideen gesammelt“

Sie spricht von diesem Aufeinandertreffen und der daraus resultierten Unterstützung als letzte Rettung. Aufgrund ihrer Geschichte ist dies sicherlich ganz wörtlich zu nehmen. Die erfolgreiche Beendigung der Ausbildung alleine ermöglichte ihr nicht das Ankommen in Deutschland, sondern kann nur als Grundsteinlegung gesehen werden. Denn trotz Ausbildung war sie immer noch in gewisser Weise die durch ihren Akzent und ihre Krankheit „gehandicapte“ Migrantin. Frau Sands Bedeutung für Ekatarina Busses Entwicklung zur Viertelgestalterin ist also besonders hoch.

Eine andere Person, die als Förderin auftritt, ist die oben schon erwähnte Frau Boot, die Leiterin der Frauengruppe. Frau Busses Anerkennung für sie rührt nicht nur daher, dass sie als Leiterin der Frauengruppe Teil des Schlüsselerlebnisses in und mit der Frauengruppe ist, sondern ist auch vor allem an Frau Boots Charakter und Vorgehensweise gebunden. Frau Boots strenge und zugleich doch liebevolle Art erinnert Frau Busse an ihre Kindheit. Frau Busse selber wuchs im ländlichen Raum auf, in einer Kleinfamilie, in der beide Eltern berufstätig waren. Sie musste deswegen für ihre Geschwister sowie für den Haushalt Verantwortung übernehmen. Die Härte, die sie in ihrer Kindheit erfahren hat, versucht sie während des Interviews ins Positive zu verkehren, indem sie sie uns als Stärke und Wert verkauft.

„Und wir waren auch in streng erzogen. Und die Eltern warn auch Autorität für uns ja und wenn Mama gesagt wurde, dass geputzt, dann wir nicht geschummelt, wird geputzt. [...] Deswegen von Kindheit, wir haben viel gelernt von Eltern und zum Beispiel ich kann jetzt diese Bild auch und diese Art von Leben auf meine Familie übertragen. [...] Und deswegen das große Dankeschön an die Eltern, dass sie uns auch stark gemacht haben, ja. Und wir haben nie geheult, wenn was nie ge- Vater hat gesagt, wiederholst du dann nochmal, ja.“

Anhand dieses Zitates lässt sich nicht nur nachvollziehen, inwiefern sie ihre strenge Erziehung geprägt hat, sondern auch dass sie ihren Eltern dankbar dafür ist, was sie ihr mit auf den Weg gegeben haben. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass sie eine ähnliche Erziehungsmethode bei ihren Kindern für richtig erachtet. Insgesamt wird deutlich, dass sie eine gewisse Autorität gegenüber uneingeschränkter Freiheit, mit der Kinder ihrer Ansicht nach

nicht umgehen können und weswegen es zu einem „Verfall“ in der Gesellschaft kommt, bevorzugt.

„Deswegen sind wir auch selbstständig geworden und früher selbstständig auf sich selber Verantwortung übernehmen. Und hier zum Beispiel ich merke die Kinder können das nicht. Für ei- einige Eltern versuchen das, aber das auch ein bisschen einseitig (2) und manchmal sagen **so** viel Freiraum und äh die können damit überhaupt nicht umgehen. [...] Wenn die Schule zum Beispiel verpasst später hol- holst du die nit nach und wenn zum Beispiel Teenies-Mütter äh beim Fernsehen diese Dokufilme guckst, dann sagt er, ich hole nach. Nur ein Prozent vielleicht holt nach, wenn Unterstützung Oma und äh jemand noch, ja da ist sondern nicht oder die ihre Kinder, die werden auch von Sozialamt abhängig sein und so weiter. Und wir waren auch in streng erzogen. Und die Eltern warn auch Autorität für uns ja und wenn Mama gesagt wurde, dass geputzt, dann wir nicht geschummelt, wird geputzt.“

Anhand dieser Aussage verstärkt sich das Bild von ihr als eine Person, für die Erziehung einen hohen Stellenwert hat. Diese Wertvorstellung markiert auch ihre Herangehensweise in Bezug auf ihr Engagement. Sie verknüpft in dem Bereich des Engagements die Werte, die sie von ihren Eltern mitbekommen hat und ihre Qualifikation als Erziehungswissenschaftlerin. So tritt sie im Engagement als eine Person auf, die andere anleitet oder erzieht.

d. Engagement und Lohnarbeit

Im Laufe des Interviews beginnt Frau Busse damit, sich mit Problemen rund um die Frage von Bezahlung in ihrem Engagement zu beschäftigen. Klar wird, dass sie die Gefahr der Ausnutzung von engagierten Menschen sieht und entschieden kritisiert.

„Die Stunden wurden reduziert [gemeint ist die Nachbarschaftshilfe] und das pff da wurde gesagt, ich kann auch ehrenamtlich Arbeit nehme, ich sagte, Ehrenamt ist freiwillig, ich mache auch viel ehrenamtlich, aber das ist schon Missbrauch oder ähm wie das so-, gibt ein noch ein passendes Wort, nicht Missbrauch so. **Ausnutzung, Ausnutzung**, und das wird so nicht eingestellt, sondern du sollst machen, ja, diese Einstellung gefällt mir gar nicht. Und dann hab ich gesagt, ich mache nicht mehr. Als ich diese Projekt weiter abgegeben es läuft, ja, aber auf Sparflamme, ja. Und das ist mir Schade natürlich, aber ich möchte nicht, dass mich auch nicht Ein-

schätzung, mich so behandelt, ob ich nichts bin. Und deswegen, ich hab auch meine Menschenwürde und Stolz. Ich möchte das auch das auch bewahren. Und wenn ich zum Beispiel Arbeit die ich mache so auch hilfreich ist für die anderen, das-, ich brauche keine großes Lob. Ich mach das einfach, weil das so bin ich.“

Hier berichtet sie davon, wie eine Arbeit, die sie zunächst entlohnt verrichtete plötzlich ehrenamtlich fortführen soll. Eine Lesart ihrer Reaktion darauf wäre, dass sie ihr Engagement und die gewollte Anerkennung auf die Entlohnung reduziert. Als Hinweis darauf könnte ihre Bemerkung über ihren Unwillen, das Projekt weiter auf ehrenamtlicher Basis zu führen, fungieren. Die Vorstellung, einer Arbeit auf einmal auf ehrenamtlicher Basis nachzugehen, für die man vorher bezahlt wurde und auf dessen Lohn man angewiesen ist, stößt auf Unverständnis. Viel dramatischer als der Verlust der Bezahlung ist für sie hier aber der Verlust von Anerkennung und die Abwertung der geleisteten Arbeit, dadurch, dass selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass sie die Arbeit eben auch unbezahlt leisten kann. Interessant, und darin liegt die Tragik solcher Umwandlungen von Lohnarbeit in Ehrenamt, ist die Tatsache, dass sie die Arbeit tatsächlich nicht brach liegen lassen möchte. Aus einer anderen Aussage, die nur wenig später getätigt wird, kann man deutlich ihre Einstellung zum Engagement herauslesen.

„Und diese zum Beispiel Frauen, wenn ich die sehe, ich kann nicht einfach vorbeizischen und so kein Hallo sagen oder wenigstens fragen wie geht’s dir und deine Kinder, ja.“

Auf sie trifft die Aussage zu, dass sie doch gar nicht anders kann, als zu helfen. Letztendlich hat sie selbst das schlechte Gewissen gegenüber jenen, die unter der Beendigung des Projekts am meisten zu leiden hatten. Diese Charakterisierung ihrer Person nimmt sie in dem Textauszug selber vor. Und genau damit spricht sie ein Problem von Engagement und Engagierten an, denn obwohl sie auf die Bezahlung angewiesen sind und zwar zum einen zur Existenzsicherung und zum anderen auch um das Moment der Anerkennung der Gesellschaft zu erfahren, können sie doch häufig nicht anders als trotzdem zu helfen und da zu sein, auch wenn die Bezahlung nicht gewährt wird.

8.3 FAZIT

Ekatarina Busses Engagement im Viertel ist stark durch ihre persönliche Migrationsgeschichte geprägt. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrung weiß sie um die besonderen Problemlagen von Migrantinnen. Sie besitzt ein besonderes Verständnis für deren speziellen Nöte und Probleme und hat die Kompetenzen entwickelt, in diesen Situationen zu helfen. Durch ihre Krankheitsgeschichte ist sie besonders für die Lage von Hilfsbedürftigen sensibilisiert. Und schließlich zieht sie aus der erfolgreichen Bewältigung ihrer Probleme auch die Energie, anderen Menschen zu helfen. Dabei ist das Angebot von Hilfe aber auch eine ständige Selbstvergewisserung ihres eigenen Status. Sie wird hierdurch von der Hilfsbedürftigen zur Helfenden.

Zentraler Bestandteil des Engagements ist auch die Anerkennung, die sie für ihren Einsatz für andere erhält. Durch das Engagement kann sie zeigen, dass sie leistungswillig und -fähig ist. Stets ist Ekatarina Busse davon getrieben, nicht als die faule Russin zu gelten, die sich nur auf die Sozialleistungen verlässt, sondern zu beweisen, dass sie selbst Wichtiges zum Gemeinwesen beiträgt. Der Druck, der sich durch diesen Umstand ergibt, ist in ihrem Fall besonders hoch.

Grundlage für ihr Engagement ist aber auch ihre berufliche Qualifikation. Als studierte Pädagogin ist sie im Umgang mit Menschen besonders geschult. Aufgrund ihres Bildungsgrades und ihrer Leistungsbereitschaft besitzt sie die Fähigkeit, schnell selber Verantwortung zu übernehmen. So kann sie auch auf einer abstrakteren Ebene, die die Initiierung und Planung von neuen Projekten mit einschließt, tätig sein.

Ekatarina Busses größte Stärke in ihrer Wirkung für das Viertel ist ihre Erreichbarkeit für viele Menschen auch nach dem Abschluss offizieller Projekte. Ekatarina Busse hat sich im Laufe der Jahre dadurch den Status einer zentralen Ansprechpartnerin in ihrem Viertel erarbeitet. Dabei nimmt sie schließlich, durch ihre guten Kontakte zu staatlichen Institutionen, eine Rolle als Vermittlerin ein. Bedeutsam ist also ihre durchgängige Präsenz und ständige Erreichbarkeit im Viertel. Sie kann so schließlich die Rolle einer Vertrauten und einer Helferin übernehmen. Damit ist Ekatarina Busse ein gutes Beispiel dafür, dass ViertelgestalterInnen sich Stück für Stück zu zentralen Figuren in ihrem Stadtteil entwickeln. Beispielhaft lässt sich an Ekatarina Busses Fall nachvollziehen, wie eine Person von der hilfsbedürftigen zur helfenden Person wird. Im und durch das Engagement durchlebte

sie eine Weiterentwicklung, die sie schließlich befähigt, ihre eigenen Probleme zu lösen. Ohne die besondere Hilfe von bestimmten Schlüsselpersonen wäre dieser Prozess nur schwer vorstellbar gewesen. Frau Busse braucht eben solche Personen, die ihre Potentiale erkennen, sie bestärken und somit den Weg in ihre Engagementkarriere ebnen.